Sammlung

für

Kunst und Historie

von

C. F. von Rumohr.

Zweytes Heft.

Hamburg 1823.
Bey Perthes & Besser.

Italienische Novellen

von

historischem Interesse,

übersetzt und erläutert

von

C. F. von Rumohr.

Hamburg 1823.
Bey Perthes & Besser.

Vorbericht.

Die Novelle, in ihrem ursprünglichen Verstande genommen, ist eine Form der Erzählung, welche ausschließlich der italienischen Literatur angehört. Der Name ist so alt, als die Gattung selbst, und so bezeichnend, als möglich. Novella nemlich, gleichwie das abgeleitete: novellare und novellatore, kommt von nuova, Neuigkeit, Nachricht, und würde wahrscheinlich mit dem französischen: nouvelle, ganz gleichbedeutend seyn, wäre man nicht in Italien seit fünf Jahrhunderten daran gewöhnt, bey diesem Worte an geschriebene Erzählungen zu denken. Ursprünglich bezeichnete es also: Erzählung von Ereignissen des Tages, und diesen Sinn behielt es unter den Italienern beynahe ohne Unterbrechung. Denn obwohl einige italienische Schriftsteller die Novelle mehr dichterisch, als historisch behandelt haben, so blieben sie doch der früheren Bestimmung des Wortes eingedenk und trugen dem Namen gewissermaßen ihre Schuld ab, indem sie jederzeit wirkliche unter

die erdichteten Ereignisse mengten und sich enthielten, die einzelnen Erzählungen zu kleinen Romanen auszudehnen, wie Cervantes und andere Fremde, welche ihre Dichtungen irrig Novellen benannt haben.

Unter den italienischen Novellensammlungen ward der Decameron des Boccaz von jeher vorzugsweise verbreitet, erläutert, übersetzt und gelesen. In diesem Werke ist nun freylich der poetische Stoff und die rhetorische Wendung überwiegend. Wer daher seine Vorstellung nach jenem berühmten Vorbilde gestaltete, der konnte leicht verleitet werden, alle Novellen für erdichtet zu halten. Für Dichtungen galten sie in der That bey den meisten Neueren, bis die Vorrede zur ersten Ausgabe des Sacchetti und späterhin die Untersuchungen des Domenico M. Manni die Ansicht verbreiteten, daß viele, ja die meisten Novellen auf Thatsachen beruhen dürften, daß die Novellen mithin großentheils zu den Hülfsquellen der historischen Forschung gehören.

Betrachten wir die Novellen aus diesem Gesichtspuncte, so wird es unumgänglich, sie in poetische und historische abzutheilen. Die erste Abtheilung umfaßt Erzählungen von freyer Erfindung und willkührliche Gestaltungen eines überlieferten poetischen Stoffes. Die zweyte begreift Darstellungen aus dem wirklichen Leben; diese theilen sich wiederum in Erzählungen wirklicher Ereignisse, welche die Zeit, den Ort der Handlung und die handelnden Personen ge-

nau bezeichnen, und in Erzählungen, in welchen unter erdichteten Handlungen und Namen bestimmte Eigenthümlichkeiten einer Person, Gegend oder Zeitgenossenschaft geschildert werden. Dem deutschen Leser wurden bisher nur die poetischen Novellen näher gebracht durch die bekannten Uebersetzungen des Decameron, der Novellen des Bandello und neuerlich durch Schmidts vortreffliche Bearbeitung einiger Mährchen des Straparola.

Indessen hat die Glaubwürdigkeit der historischen Novellen ihre bestimmten Grenzen. Die mündliche Ueberlieferung, welche bey den meisten der Aufzeichnung vorangegangen ist, muß nothwendig Zusätze und Aenderungen herbeygeführt haben; daher würde es gewagt seyn, darin eine durchgehende Genauigkeit in der Angabe von Thatsachen vorauszusetzen. Freylich dürfen wir, wenn Franco Sacchetti von Nachbaren und Zeitgenossen redet, oder wenn Brunellesco uns den Schwank erzählt, den er selbst entworfen und ausgeführt hatte, ihnen wohl so viel Glauben beymessen, als überhaupt jedem unverdächtigen Augenzeugen gebührt. Im Allgemeinen jedoch beruht das historische Gewicht der Novellen allein auf anschaulicher Wahrheit der Schilderung von Sitten und Charakteren, etwa noch auf jener Unbefangenheit in der Aeusserung eigner Gesinnungen und Ansichten, welche der Geschichtschreiber selten in gleichem Maaße besitzt, weil er doch gewöhnlich

strebt, seinem Zeitalter überlegen zu scheinen. Wir können also nur in vereinzelten Fällen geschichtliche Thatsachen auf Novellen begründen; sie dienen uns mithin weniger zur Bestätigung, als vielmehr zur Ergänzung der Geschichtschreiber, deren Schilderungen im Ganzen zu allgemein sind, um auf Eigenthümliches und Besonderes genau einzugehn. Die Novellen leisten in dieser Beziehung ungleich mehr, als die Denkwürdigkeiten der Franzosen, eben weil letztere weniger unbedacht, zufällig und objectiv sind, einem bestimmteren Plane folgen und Alles zu sehr im Lichte der eignen Persönlichkeit auffassen.

Nun wird das historische Interesse vieler Novellen innerhalb der vorgezeichneten Grenzen sogar in Deutschland von speciellen Forschern anerkannt, und es kann daher auf keine Weise meine Absicht seyn, den Kennern an diesem Orte eine neue Ansicht des Gegenstandes zu eröffnen. Im Gegentheil, ich dürfte kaum nur darauf vorbereitet seyn, in einem weiteren Kreise deutscher Leser an dem Gegenstande meiner Arbeit Theilnahme zu erwecken. Denn ich fürchte in dieser Beziehung nicht so sehr, durch einseitige Richtung auf die Sittengeschichte des mittleren und neueren Italiens zu ermüden, als vornehmlich dieses, daß meine Uebersetzungen Wenige befriedigen dürften. Denn die Schwierigkeit, so viel verschiedene Arten des Ausdrucks jede in ihrem Charakter

zu übertragen, sich verständlich zu machen, ohne das eigenthümlich Fremdartige der Gedankenverknüpfung des Originales gänzlich zu verwischen, ist ungleich größer, als ich vor diesem ersten Versuche im Uebersetzen vermuthete.

Auf der andern Seite möchte es noch schwieriger seyn, in diesem Fache für die Befriedigung der Gelehrten zu arbeiten. Denn es ist überhaupt wenig darin vorgearbeitet worden; ein nicht unwichtiger Theil der Novellen liegt noch immer in den Handschriften verborgen; ein anderer ward ohne Sorgfalt zum Drucke befördert; endlich hat man bisher höchst selten versucht, die einzelnen Novellen historisch zu beleuchten. Demungeachtet könnte man voraussetzen, daß ich während meines Aufenthalts in Toscana manches Unbekannte hervorgezogen habe, dessen Mittheilung der eigentliche Zweck dieser Arbeit sey. Ich halte es deßhalb für meine Pflicht, ohne Rückhalt einzugestehn, daß ich dazumal allen Hülfsquellen gegenüber für diesen Gegenstand durchaus nichts gethan habe. Denn ich war gerade mit Untersuchungen ganz anderer Art beschäfftigt, und wenn gleich eben diese meine Aufmerksamkeit zuerst auf die historische Nutzbarkeit vieler Novellen hinleiteten und mich veranlaßten, in einzelnen Fällen die Lesarten der Handschriften zu vergleichen, so ahnete ich doch keineswegs, daß es mir je in den Sinn kommen würde, die Novellen zum Gegenstande einer

eignen Mittheilung zu machen. Erst nach meiner Rückkehr, da ich wahrnahm, daß man im Ganzen nur wenig Werth auf diese Art der Geschichtsquellen lege, faßte ich den Entschluß, eine kleine Auswahl von Novellen, welche allein auf die Sittengeschichte Bezug haben, ins Deutsche zu übersetzen. Denn es schien mir an und für sich nicht unangemessen, den emphatischen Beschreibungen Italiens, welche seit einem Jahrzehend so ungemein sich mehren, die nüchterne Ansicht der Eingebornen entgegenzustellen. Dem Italiener nemlich bleibt jener Zauber fremd und beynahe unerklärlich, in dem Natur und Alterthum jeden Ankömmling eine längere Zeit hindurch gefangen halten. Er beachtet in den Dingen, die ihn umgeben, nicht sowohl das Ungewöhnliche und Auffallende, als vielmehr gerade das Gewöhnliche, ihn zunächst Betreffende häuslicher und geselliger Verhältnisse. Sein poetisches Gebiet liegt, wie überall, über die Grenzen der Gegenwart und Heimath hinaus. Eben daher werden die Novellen, in so fern sie Darstellungen des Wirklichen sind, in der neueren Zeit in eben dem Maaße niedriger und gemeiner, als das Daseyn selbst, welches sie darstellen; letzteres erschwerte mir, vornehmlich in Bezug auf die angeborne Zucht der deutschen Sprache, die Auswahl der wenigen Proben, welche ich aus den späteren Jahrhunderten mittheile. Doch dürfen wir hiebey den Umstand nicht unbeachtet lassen, daß gerade in den letzten

Jahrhunderten die Gattung etwas verändert worden ist, und jenen satyrischen Charakter angenommen hat, der in einigen Novellen des geistreichen Grafen Carlo Gozzi *) seine größte Höhe erreichte. Letztere sind freylich zunächst gegen die toskanischen Sprachreiniger gerichtet, verspotten aber andererseits jene charakterlose Schlechtheit, welche in den südlicheren Ländern den Gährungen des letztverflossenen Zeitalters voranging. Von diesen höchst eigenthümlichen Novellen sind die zarteren allein übersetzt worden, ein Umstand, in dem die Aufforderung zu liegen schien, das Sittengemälde des modernen Italiens durch einige der noch unübersetzten bis auf die neuesten Zeiten herabzuführen. Doch konnte ich ohnehin schon das Gefühl nicht überwinden, daß ich sehr Vieles gut zu machen habe gegen das liebenswürdigste Volk der Erde, welche Flecken seine neuere Geschichte immer entstellen mögen. Wirklich befinde ich mich in Beziehung auf die letzten Abschnitte dieses Buches in der Lage eines Mannes, der einen lieben Freund verletzt hat, indem er seine Schwächen aufdeckte, ohne sogleich Gelegenheit zu finden, auch sein Gutes an das Licht zu ziehn.

Die Erklärung der Gräfin Zambeccari, gerade die einzige Erzählung dieser Auswahl, welche ich

---

*) Saggio di versi faceti e di prose etc. nelle opere del Co. C. Gozzi, To. VIII. Firenze 1774.

unmittelbar aus einer Handschrift geschöpft habe, ist zwar dem Titel nach keine Novelle; doch nahm ich keinen Anstand, sie den übrigen beyzugesellen, weil ihr Inhalt dem ursprünglichen Begriffe einer Novelle entspricht. Ueberhaupt giebt es, vornehmlich aus dem sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderte eine große Menge wahrer Novellen, welche diesen Titel nicht führen, obgleich sie für Biographieen zu unvollständig, für Charakterzüge zu sehr in Begebenheiten ausgedehnt sind. Ein großer Theil dieser so gearteten Novellen bildet Episoden in Druckwerken oder liegt noch in neueren Handschriften verborgen, an denen die Magliabecchiana besonders reich ist.

Möglichen Mißverständnissen vorzubeugen, bemerke ich, daß die Abtheilungen und Ueberschriften, so wie sie in nachstehender Inhaltsanzeige vorkommen, der Zugänglichkeit willen von mir selbst angeordnet sind, doch mit Ausnahme der Ueberschrift der letzten Erzählung. Die am Rande jedesmal angegebene Zahl der Novellen bezieht sich dahingegen auf deren Anordnung und Folge in den italienischen Ausgaben.

Inhalt.

Dreyzehntes Jahrhundert.

Die hundert alten Novellen.

Einiges von Ezzelino da Romano.

Schalkheit des Bito.

Vierzehntes Jahrhundert.

I.

Die Novellen des Franco Sacchetti.

Priester und Laien.

Scherzhafte Leichenrede.

Die Schweine des heil. Antonius.

Unzeitige Predigt.

Reliquien.

Votive.

Der Tropf und der Inquisitor.

Oeffentliches Leben.

Freye Städte.

Macht der Einzelnen.

Amtspflege.

Lehensfürsten und städtische Usurpatoren.

Weise Mäßigung.

Privatleben.

Gutartige Selbsttäuschung.

Geiz und Prachtliebe.

Verarmung des florentinischen Adels.

II.

Die Novellen des Ser Giovanni.

Willkührliche Rechtspflege der städtischen Usurpatoren.

Funfzehntes Jahrhundert.

Ueber die Novellisten dieses Zeitraums.

I.

Schwank des Brunellesco.

II.

Antonfrancesco Grazzini, der Lasca genannt.

Schwank des Lorenzo vecchio de 'Medici.

Sechzehntes Jahrhundert.

Zunehmende Indolenz der niederen Volksklassen. Erzählung des Straparola.

Siebenzehntes Jahrhundert.

Erklärung der Gräfin Diana Zambeccari von Bologna, belangend die Ermordung des Johanniterritters Zampieri, welche zu Bologna den sechsten Julii (1672) erfolgt ist.

Dreyzehntes Jahrhundert.

Die Sammlung der hundert alten Novellen *), welche, als ein Muster guten Ausdrucks, wiederholt abgedruckt worden ist, gilt unter den bekannten für die älteste. Die historischen Anekdoten, welche bey weitem den kleineren Theil dieser Erzählungen ausmachen, drehen sich um Friedrich den II. und Ezzelin, erreichen sogar Carl von Anjou, doch ohne der Hinrichtung Conradins zu erwähnen. Vielleicht ward diese Sammlung kurz vorher durch den Tod des Schriftstellers oder durch andere Umstände (etwa den Sturz der Ghibellinen, zu denen der Verfasser gehört zu haben scheint) abgebrochen. Gewiß findet sich darin nicht die geringste Anspielung auf spätere Ereignisse, weßhalb man, die alterthümliche Einfalt des Styles hinzugenommen, muthmaßen darf, das Buch sey um die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts begonnen und vor 1270 beschlossen worden.

Ein Buch, welches für so alte Zeit die einzige bekannte Urkunde unserer Gattung ist, scheint auf den

*) Le cento novelle antiche. Bologna. 1525. 4.

ersten Blick von höchstem geschichtlichen Werthe zu seyn. Doch bey genauer Besichtigung findet sich, daß sein Inhalt größerentheils der mittelalterlichen, namentlich der provenzalischen Poesie angehört. Stellenweis beginnt der Verfasser seinen provenzalischen Text zu übersetzen, ermüdet darüber und schreibt das Nachfolgende geradezu ab. Was er von Kaiser Friedrich meldet, den schon bey seinem Leben ein gewisser romantischer Glanz umgab, grenzt ebenfalls an das Mährchenhafte. Ich habe daher nur wenige Novellen zur Probe ausgehoben. Unter diesen ist die letzte allerdings nur eine Eulenspiegeley. Doch verdient sie beachtet zu werden als das älteste Denkmal jener kleinbürgerlichen Theilnahme am Nächsten, welcher die Mehrzahl der historischen Novellen ihren Ursprung verdankt.

Einiges vom Tyrannen Ezzelino da Romano.

Nov. 30. Herr Ezzelino hielt in seinem Dienste einen Mann, der ihm, wenn winters die Nächte lang waren, Geschichtgen*) erzählen mußte. Als dieser nun eines Abends erzählen sollte, hatte er viel größere Lust zum

*) Dieses Histörchen wirft einiges Licht auf den Ursprung der gesammten Novellenliteratur.

schlafen. Er begann daher von einem Bauern, der hundert Goldstücke besaß, damit auf den Markt ging, um Schaafe einzukaufen. Für einen Byzantiner handelte er zweyhundert Schaafe ein. Als er mit seinen Schaafen heimzog, war der Fluß, welcher im Wege lag, vom Regen angeschwollen. Doch ward er mit einem armen Fischersmanne einig, der einen Kahn hatte so klein, daß nicht mehr auf einmal hineinging, als der Bauer und ein einziges Schaaf. Der Bauer trat mit einem Schaafe in den Kahn und fing an zu rudern. Der Fluß war breit; er rudert zu und kommt hinüber. Hier brach der Erzähler ab und hörte auf zu reden. Herr Ezzelino sprach: Was kommt dich an? Sprich zu. Jener erwiederte: o Herr, lassen wir erst die Schaafe übersetzen; nachher wollen wir zur Sache kommen. Die Schaafe hätten wohl ein Jahr gebraucht; unterdessen konnte er ausschlafen.

Herr Ezzelino da Romano ließ einstmals in seinem ganzen Gebiete und sogar auswärts ansagen, er wolle allen Armen, die an einem bestimmten Tage auf seiner Wiese sich einfinden werden, ein Kleid und eine Mahlzeit reichen lassen. Dieß ward weit und breit unter den *) eigenen Leuten bekannt. Als der angesetzte Tag Nov. 83.

*) tra' servi.

eingebrochen war, gingen seine Vögte herum mit Kleidern und Speise. Einen nach dem andern ließen sie die alten Kleider ausziehn und zogen ihnen darauf die neuen an; hierauf gaben sie ihnen zu essen. Die Bettler wollten ihre Lumpen wieder haben, aber es half nichts, die wurden auf einen Haufen geworfen und verbrannt. Da fand man darin so viel geschmolzen Gold und Silber, daß es mehr werth war, als das ganze Almosen. Die Bettler aber sandte man in Gottes Namen heim.

Ein Bauer beklagte sich vor Ezzelino, daß ein Nachbar ihm Kirschen gestohlen habe. Der Angeklagte erschien und sagte: laßt es untersuchen, Herr, ob es möglich ist; denn der Kirschbaum ist sehr geschickt mit Dornen umwunden. Als dieses sich so fand, verurtheilte Ezzelino den Kläger in eine schwere Geldstrafe und sprach den andern frey. Denn er verließ sich mehr auf die Dornen, als auf das Ansehn des Gesetzes.

Zu beschreiben, wie man ihm gehorchte, würde ins Weite führen; zudem wissen es die meisten. Doch will ich davon ein Beyspiel erzählen.

Einstmals, als er mit allem Kriegsvolk beym kaiserlichen Heere war, wettete er mit dem Kaiser, wer von

beiden das schönste Schwerdt habe. Der Kaiser zog sein Schwerdt aus der Scheide, welches von Gold und Edelsteinen wunderbar glänzte. Da sprach Herr Ezzelino: das ist ein schönes Schwerdt; doch das meinige ist in seiner Schmucklosigkeit noch ungleich schöner. Und damit zog er es aus der Scheide. Sechshundert Ritter, welche sein Gefolge bildeten, zogen da im nu vom Leder. Als der Kaiser diese Wolke von Schwerdtern sah, sprach er: freylich ja, das deinige ist schöner.

Zuletzt ward Ezzelino bey einem Orte, der Casciano heißt, gefangen. Da stieß er den Kopf an die Zeltstange, daran er festgebunden war, und tödtete sich selbst.

Schalkheit des Bito.

Nov. 94. Am Abhang bey St. Georgen*) wohnte Bito; er war ein Florentiner, dazu ein Schalksnarr. Ueber dem Arno gab's einen Alten Namens Ser Frulli; der hatte droben über St. Georgen ein schönes Gütchen, wo er wohl das ganze Jahr zu hausen pflegte. In der Frühe sandte er täglich seine Magd mit Früchten oder Gemüsen auf den Marktplatz neben der (alten) Brücke. Er war aber so geizig, daß er das Gemüse mit eigner Hand zusammenband, der Magd die Bündel aufzählte und jedesmal mit ihr überrechnete, was sie eingenommen hatte. Nichts schärfte er ihr ernstlicher ein, als dieses, daß sie in St. Georgenstraße nicht bey den Weibern anhalten solle, weil sie ein diebisch und schelmisches Gezücht seyen. Eines Morgens ging nun die Magd mit einem Korbe Kohl die Straße entlang. Bito hatte mit Vorbedacht sein bestes Kleid angezogen, sich vor der Thüre auf die Bank gesetzt und rief darauf die Magd heran, als sie gerade vorbeyging. Diese hatte vorher auf die Weiber, welche sie anriefen, gar nicht Acht geben wollen; als aber Bito rief, kam sie augen-

---

*) La costa di S. Giorgio, eine Straße, die auf die Anhöhe führt, welche später in die Ringmauern von Florenz eingeschlossen wurde.

blicklich herbey. Liebe Jungfer, sprach er, was gilt dieser Kohl? Bester Herr, erwiederte sie, zwey Bündel einen Pfennig. Gewiß, sprach Vito, das ist ein guter Kauf. Aber wisse, daß Niemand zu Hause ist, als ich und meine Magd, denn die andern sind draußen auf dem Gute. Es würde mir also das Ganze zu viel seyn, ich habe die Waare lieber frisch.

Dazumal waren zu Florenz Heller im Umlauf, deren zwey einen kleinen Pfennig galten. Vito sagte deßhalb: machen wir's so. Du gehest jeden Morgen hier vorbey; ich nehme drum heute ein Bündel und du giebst mir einen Pfennig und ich dir diesen Heller; morgen wirst du mir dann das andere Bündel bringen. Der Magd schien dieß ein guter Handel, weßhalb sie that, wie er ihr sagte. Nachher verkaufte sie das Uebrige zum anbefohlenen Preise, ging darauf nach Hause und überlieferte dem Ser Frullt das eingenommene Geld. Dieser zählte es mehrmal über, es fehlte ihm aber jedesmal ein Pfennig. Er sagte es der Magd, die fest behauptete, es könne nicht seyn. Darüber ungeduldig fragte er sie, ob sie bey St. Georgen angehalten sey. Sie wollte läugnen, doch drängte er sie so hart, daß sie endlich sprach: nun ja, ich verweilte bey einem feinen Rittersmanne, der hat mich aber ganz ordentlich bezahlt; ja noch mehr, ich bin ihm noch ein Bündel Kohl schuldig. Also fehlte jetzt ein Pfennig und ein halber, sprach Ser Frulli. Er setzte darauf der Magd

mit harten Worten zu und zwang sie ihm genau anzuzeigen, wo sie den Rittersmann getroffen habe. Da merkte er, daß es Bito war, der ihm schon manchen Streich gespielt hatte.

Die Nacht darauf konnte er vor Zorn nicht schlafen, stand zeitig auf, steckte einen rostigen Degen unter den Mantel und ging nach der Brücke. Hier nun, wo er den Bito in guter Gesellschaft antraf, schwang er sein Schwerdt und hätte den Bito verwundet, wenn ihm nicht einer der Umstehenden in den Arm gefallen wäre. Die Leute entsetzten sich, weil sie glaubten, es sey was Ernstliches; auch Bito erschrak anfangs, doch als er sich auf den Hergang besann, kam ihn ein Lachen an. Die Umstehenden wollten nun wissen, was die Sache auf sich habe. Ser Frulli aber konnte vor Eifer nicht mit der Sprache heraus. Endlich begehrte Bito Platz und sprach: Ser Frulli, ich will mich mit euch vertragen. Gebt mir meinen Pfennig und nehmt euern Heller wieder und behaltet euern Kohl in Gottes Namen. Ser Frulli erwiederte: gut, so gefällt es mir; wenn ihr gleich so spracht, so waren wir des Lärmens überhoben.. Und so ging er in die Falle, gab jenem den Pfennig, nahm seinen Heller und ging getröstet von dannen. Es gab da ein unermeßlich Gelächter.

Vierzehntes Jahrhundert.

I. Die Novellen des Franco Sacchetti.*)

Die kunstlose Anmuth dieser Erzählungen erwarb ihnen frühe den Beyfall der Kenner; die unten angezeigte Ausgabe enthält, neben dem Leben des Schriftstellers von Monsignore Bottari, eine Reihe von Zeugnissen der Anerkennung, welche aus den Schriften berühmter Männer und gelehrter Vereine ausgezogen sind. Demungeachtet hat man erst spät eine Ausgabe des Sacchetti unternommen, und so viel mir bekannt ist, diese nicht anders, als in beschnittenen Nachdrücken wiederholt. Vielleicht fanden diese Erzählungen gerade ihrer geschichtlichen Baarheit willen keinen Eingang beym großen Publicum, denn die wenigen dichterischen verlieren sich in der Menge; oder die Unternehmer neuer Ausgaben wurden von dem übeln Zustande und von der Neuheit der Handschriften abgeschreckt. Indessen behauptet

*) Le Nouelle di Franco Sacchetti cittadino Fiorentino. P. II. Fir. 1724. 8.

Crescimbeni das Autographum bey dem Marchese Sacchetti, ich denke zu Rom, gesehen zu haben, und die freylich unvollständige Handschrift der Riccardiana zu Florenz will eine Abschrift der Urschrift seyn. In der That hielt der verdienstvolle Bibliothekar der Magliabecchiana, Abbate Vincenzio Follini, eine verbesserte Ausgabe des Sacchetti nicht für unmöglich, da er sich längere Zeit, nicht allein mit der Reinigung des Textes, auch mit der historischen Erläuterung der einzelnen Novellen beschäftigt hat. Und wenn er seinen Fleiß späterhin auf andere Gegenstände gewandt zu haben scheint, so lag die Veranlassung höchst wahrscheinlich in dem gegenwärtigen Zustande des italienischen Buchhandels und in der Wahrnehmung, daß nicht alles, was nützt, auch unterhält.

Einzelne Erzählungen des Sacchetti sind meines Erachtens ohne alle Beziehung auf das geschichtliche Zeugniß, welches sie enthalten, an und für sich im höchsten Maaße unterhaltend. Doch läßt sich nicht läugnen, daß die Mehrzahl, um Genuß zu gewähren, einen durch längere Uebung geschärften historischen Sinn voraussetzt. Denn die Vorgänge, welche sie ausfüllen, sind nicht selten für sich unbedeutend und es ist darin überhaupt die Kunst vernachlässigt, die Neugier des Lesers zu spannen. Aber dem Historiker können auch die unwichtigsten Vorgänge dienen, das Bild, welches er sich von jenem bewegten, für die gesammte moderne Bildung so

folgenreichen Zeitalter gestaltet hat, gleichsam durch einzelne Glanzlichter hervorzuheben.

Obgleich Sacchetti nach einigen Neueren über das Jahr 1400 hinausgelebt hat, so nahm ich doch keinen Anstand, ihn in das vierzehnte Jahrhundert zu ordnen, weil nicht allein der beste Theil seines Lebens, vielmehr auch der größte Theil seiner Novellen, so weit man ihren Zeitpunct aus öffentlichen Ereignissen und historischen Personen bestimmen kann, eben dahin gehört. Die verschiedenen Jahrhunderte wenigstens dieses Zeitalters umschließen in der That eben so viel verschiedene Stufen des öffentlichen und häuslichen Lebens; allein der Uebergang ist allmählich und daher die Grenze nicht so scharf vorgezeichnet, daß man genau an die Stunde gebunden wäre.

Da die Novellen des Boccaz, als schon übersetzt, von mir übergangen werden mußten, so entsteht der Zeit nach eine um so größere Lücke von den alten Novellen, deren ich gleich zu Anfang erwähnt habe, bis auf den Sacchetti. Nach einer Aeußerung des letzteren (in der Novelle 192) hat es einen alten, für uns verlorenen Novellisten, den Agnolo di Ser Gherardo, gegeben, der um das Jahr 1300 gelebt haben muß, und allem Ansehn nach für die Schwänke des Busselmacco oder für die Albernheiten des Capodoca und Calandrino die gemeinschaftliche Quelle des Boccaz und des Sacchetti gewesen ist. Diese Schwänke würden nun allerdings, ob-

gleich aus der zweyten Hand empfangen, ein Mittelglied gewährt haben, da sie nach den Untersuchungen des Manni (s. veglie piacevoli Vol. II., den Artikel: Calandrino) großentheils vor dem Jahr 1300 sich ereignet haben müssen. Doch sind sie aus dem Vasari und dem Boccaz so allgemein bekannt, gewähren überdem der italienischen Kunstgeschichte einen so eigenthümlichen Schmuck, daß ich für angemessen hielt, sie nicht davon loszureißen.

Priester und Laien*).

Scherzhafte Leichenrede.

Auf seinem Bauerhofe verschied vor nicht gar langer Zeit ein wohlhäbiger Landmann der Mark Ancona, seines Namens Johannes. Als nun vor dem Leichenbegängniß, sämmtliche Vettern und Basen gebührlich Leid trugen und gern eine Leichenrede hätten halten lassen, wäre nur in der Nähe ein Mönchskloster gewesen, da kamen zufällig zwey Minoritenbrüder des Weges gezogen, die sogleich von denen, welche das Begängniß besorgten, ernstlich gebeten wurden, dem Verstorbenen durch eine Leichenrede die letzte Ehre zu erweisen. Die Mönche, die des Ortes, wie des Verstor- Nov. 22.

---

*) Die Ansichten, welche Sacchetti in dieser und in den nächstfolgenden Novellen ausspricht, werden einigen für das Zeitalter unerwartet freysinnig, andern vielleicht irreligiös erscheinen. Doch führt er in diesen Dingen keine freyere Sprache, als die Mehrzahl seiner Zeitgenossen, welche, eben wie er, Glauben, Sitte und fromme Uebung von gutmüthiger Albernheit und absichtlichem Betrug streng zu scheiden wissen. Die Kritik des Boccaz und des Sacchetti ist, wie es freyen Bürgern geziemte, gegen das bürgerliche und reelle Daseyn der Kirche, nicht gegen das Lehrgebäude selbst gerichtet, wie die Angriffe neuerer Schriftsteller, welche anstößige Begebenheiten hervorheben, nicht um zu bessern, sondern um zu schaden.

benen ganz unkundig waren, begannen mit einander zu blinzeln, gingen darauf an die Seite, wo dann der Eine zum Andern sprach: willst du predigen, oder soll ich? Der Andere erwiederte: rede du. Der Erste sagte darauf: wenn ich predigen soll, so mußt du mir versprechen, nicht zu lachen.

Als der beredsame Mönch den Namen des Todten erfragt und alles Uebrige vorbereitet hatte, verfügte er sich in das Leichengemach, bestieg eine etwas erhabene Stelle und hub an.

»Quae, qui. Quae bedeutet den Hannes; qui, ———*). O Herrn und Frauen, ich höre, daß dieser Hannes ein ehrlicher Sünder gewesen und nach Kräften allem Ungemach ausgewichen ist. Er hat gut gelebt, auf Weise der Welt. Andern zu dienen, hat ihm viel Vortheil gebracht. Er war unwillig, sich selbst beschädigen zu lassen. Gütig verzieh er Jeglichem, der ihm Gutes erwiesen, und er haßte nur den, der ihm Lei-

---

*) Per quae s'intende Janni; per qui s'intende Joanni dello Barbagianni; non ci dico cavelle, perché vola di notte. Dieser unübersetzliche Unsinn wird für italienische Zuhörer durch die Assonanz verfänglicher. Die Andeutung des Geistes der Finsterniß nebst einem nicht immer passenden Gebrauche lateinischer Wörter und Floskeln gehört in Italien noch immer zu den Schönheiten ländlicher Predigten. In dem Worte barbagiano, oder barbagianni, welches Eule aber auch Dummkopf bedeutet, liegt ein sehr vieldeutiger Muthwille.

Leides gethan. Mit Lust und Ergötzen beging er die gebotenen Festtage und an Werktagen, so viel ich gehöret, nahm er sich nicht die Zeit zu sündlichen Handlungen. Wenn die Nachbaren seiner bedurften, half er, wenn's nicht zu seinem Schaden war. Die Fasten beobachtete er strenge, sobald er schlecht zu essen hatte. Unkosten zu meiden, lebte er in Keuschheit. Auch betete er fleißig, sagte viel Paternoster, wenn er zu Bette ging, und Avemaria wenigstens einmal, wenn die Betglocke läutete. An den Tagen, welche außer der Woche liegen, gab er reichliches Almosen. Zum Schlusse zu kommen, seine Sitten und Werke waren der Art, daß alle Kinder dieser Welt sie loben müssen. Und wenn Jemand mich fragte: glaubst du, daß er im Himmel sey? ich glaube es nicht. Im Fegfeuer? wolle Gott. In der Hölle? verhüte es Gott. Und deßhalb tröstet euch und stellt die Klagen bey Seite und hoffet nach Christenpflicht, daß ihm alles Gute angedeihn werde. Indem wir Gott bitten, uns, die wir leben, die Gnade zu verleihn, lange Jahre bey den Lebenden zu verweilen, und die Todten behalte der Leidige, vor dem uns bewahre, qui vivit et regnat in saecula saeculorum. Sagt den Glauben her u. s. w.«

Unter jenem grobsinnigen und leidsüchtigen Volke ging das Gerede, als habe jener eine treffliche Predigt gehalten und versichert, daß der Verstorbene durch das Verdienst seiner guten Werke im Paradiese eingegangen

sey. Die Pfaffen aber trugen ein Mittagsessen davon und Geld im Sack und lachten sich ihres Weges entlang die Seele satt.

Doch war vielleicht mehr Grund und Wahrhaftigkeit in der Rede dieses Mönchleins, als in denen berühmter Prediger, welche mit ihren Reden die reichen Wucherer in den Himmel bringen und dennoch wissen, daß sie in ihren eignen Schlund hineinlügen. Aber es ist gleich, möge ein Reicher alle Sünden und Bosheiten begangen haben, die jemals ersonnen worden, so werden sie dennoch über ihn aus keinem andern Tone reden, als über den heiligen Franciscus.

Die Schweine des heiligen Antonius.

Ich hatte einmal einen Nachbar, der von der Gicht so schwer befallen war, daß er geraume Zeit hindurch das Bette hüten mußte. Doch war ihm darüber noch kein Zahn ausgefallen, vielmehr sann er den ganzen Tag darauf, wie er seine Kinnbacken wohl anwenden könne. Als Refectorium diente ihm ein Zimmer des Erdgeschosses, der Thüre zunächst, welche auf die Straße führte, und dort versammelten sich seine frommen Klosterbrüder gar fleißig, um mit ihm zu schmausen und zu zechen. Nun traf es sich, daß zwey gar stattliche, dem heil. Antonius angeweihte Schweine fast täglich durch die offne Hausthüre hereinkamen und, ohne Umstände zu machen, unser Speisegemach betraten. Auf eine solche Veranlassung sagte der Gichtige einstmals zu einem Bauerntölpel, seinem Knechte: »welch' eine Zucht mit diesen Schweinen! Wir sollten nur eins davon abschlachten.« Der Knecht antwortete: »nur zu, wenn ihr's wollt.« Einer, der gerade dabey war, sprach: Laßt doch St. Anton ungeneckt; worauf der Gichtkranke anhub: »Bist du Narr genug, zu glauben, St. Anton müsse Fleisch einsalzen auf den Winter? für wen etwa? doch nicht für seine Hausgenossen? weißt du denn nicht, daß man dort droben weder ißt noch trinkt. Seine Schlinger da*) mit dem T. auf der Brust, die sind es, Nov. 110.

*) Die Mönche des heil. Antonius Abbas, dessen Schutz

welche, um alles selbst hinabzuschlingen, uns andern solche Albernheiten aufbinden. Die Sünde komme auf mich; laß mich nur machen.“ Hierauf sagte er dem Knechte: „Hol mir ein Beil und lehne es in die Ecke. Für das Uebrige lasse mich sorgen.«

Am folgenden Morgen meldeten sich die Schweine, da gerade Niemand im Zimmer war, als der Sieche und sein Knecht. Der Gichthafte rief dem Knechte: die Thüre zu, und drauf. Der Knecht war ein Riesenkerl, der wohl ein Haus eingeworfen hätte. Er nimmt das Beil, haut dem einen Schwein in den Kopf, aber der Hieb gleitet ab, das verwundete Schwein wirft sich stark blutend auf das Bette, das andere hinterdrein, und so stellen sich beide mit großem Lärmen zur Wehre. Der Gichthafte, mit seinen Schweinen über sich, erhebt ein jämmerliches Geschrey. Der Knecht eilt zu Hülfe, springt auf den Kasten, um die Schweine zu verjagen. Die Schweine aber, wie ihr Brauch ist, grunzen gegen den Knecht an und zerkneten den Gichtigen. Wie dieser schreit, berüsseln die Schweine sein Antlitz und bespritzen ihn mit dem Blute, welches noch immer traufengleich aus der Wunde floß. Der Knecht kämpft eine Weile vom Kasten herab; endlich, da er den Feind

---

die Hausthiere bekanntlich noch immer empfohlen werden. Die Sitte, dem Heiligen frey umherlaufende Schweine zu weihen, hat in Italien gänzlich aufgehört; wenigstens ist mir davon kein Beyspiel vorgekommen.

nicht verjagen kann, springt er selbst auf's Bette, tritt aber dem Gichtigen auf die Füße. Dieser ruft: zu Hülfe, ich bin des Todes! Der Knecht aber war nicht so bald auf dem Bette, als ihn schon eins der Schweine ins Bein zwickte, so daß er ebenfalls zu schreien anhub.

Ueber dem Lärmen zieht das Gefolge des Stadthauptmanns durch die Straße, stutzet und dringt ins Haus, schreit vor der Stubenthüre: auf da! wird ungeduldig, wirft endlich die verrammelte Thüre ein. Wie nun der Leutnant hereinkommt, sieht er den Gichthaften voll Blutes, oben über ihm zwischen den Schweinen den Knecht mit seinem Bisse, das eine Schwein am Kopfe verletzt. Verwundert ruft er aus: was hat dieß auf sich? Das ganze Gefolge geht nun mit Degen und Halparten auf die Schweine los, die anfangs sich tapfer wehren, endlich rückwärts weichen, hinter das Bette fallen und zwischen Bett und Mauer dergestalt sich einklemmen, daß sie nicht mehr sich regen können. Die Schweine schrieen nun gräßlich, der Gichtige brüllte, der Knecht jammerte, die Polizey tobte, kurzum es war ein Höllenlärm. Schon lief die ganze Nachbarschaft zusammen und noch war der Leutnant über den rechten Zusammenhang der Sache im Dunkeln. Endlich sagte der Sieche kaum hörbar vor dem Gegrunze der Schweine, »o mir! ich bin ganz zerschlagen. Ich wollte die Schweine herausjagen lassen, da gingen sie mir zu Leibe und haben mich zugerichtet, wie ihr

seht.« Die Schweine aber schrieen immerfort. Als der Leutnant die Rede vernommen, geht er mit dem Stocke auf die Schweine los, und spricht: Unglückliche, wollt ihr uns die Menschen umbringen? und damit schlägt er drauf. Sie konnten aber nicht heraus, wenn sie gleich gewollt hätten, denn sie waren in der Klemme. Als nun der Leutnant sich müde geprügelt hatte, auch sattsam berichtet worden war, sprach er: Laßt uns gehn, und zog mit seinem Gefolge ab. Die Schweine aber konnten nimmermehr aus ihrem Winkel getrieben werden, ehe man den Kranken davon getragen und sein Bette auseinandergeschlagen hatte, und selbst nachdem dieß geschehen war, wehrten sie sich noch wie Verzweifelte. Der Gichthafte, der ganz zerstampft war, lag eine Weile auf den Tod und siechte Monathe lang an seinen Wunden und Maalen. Und wenig fehlte, so hätte man dem Knechte das verwundete Bein abnehmen müssen.

Dieß Wunder wirkte Sanktus Antonius; und deßhalb sagt man: Bursche wohl Spaß verstehn, Heilige lasset gehn.

Unzeitige Predigt.

Romolo del Bianco, der gegenwärtig wohl achtzig Jahr alt ist, pflegt Einfälle zu haben, welche durch Munterkeit und Mutterwitz wahrhaft überraschen. In der Fastenzeit besuchte er gewöhnlich die Vesperpredigten in der Domkirche, wo alsbald nach Feyerabend alle arme Wollkratzer zusammenlaufen; auch Diener, Mägde und anderes Gesinde ziehet dahin. Einstmals predigte dort ein junger Augustinermönch und pflegte jeden Abend auf den Wucher zurückzukommen, auch zur Abwechslung vor allem Ausleihn des Geldes wie vor einer Schlinge der Hölle zu warnen. Nov. 100.

Romolo del Bianco, nachdem er einige Abende hindurch bis zur Sättigung zugehört hatte, stand endlich einmal auf und sprach: »ehrwürdiger Bruder, alles, was ihr da sagt, habe ich euch vom Anbeginn euerer Predigten auf das Wort geglaubt. Heute bin ich aber hergekommen, weil ich hoffte, ihr würdet über andre Dinge reden. Da es nun scheint, daß ihr beym Wucher bleiben wollt, so muß ich euch sagen, daß ihr eure Mühe verliert, denn in dieser Versammlung giebt es nur Bettler, welche wohl oft genug borgen müssen, aber durchaus nichts auszuleihen haben, und ich selbst bin der ärmste von Allen. Wenn ihr also im Stande seyd, uns über unsere Schulden zu trösten, oder uns zu lehren, wie wir unsere Schulden bezahlen mögen, so

vergelte es euch Gott. Im Gegentheil können wir Alle, mich eingeschlossen, uns behelfen ohne euere Predigten anzuhören.«

Der Mönch und die ganze Versammlung schauten umher, zu sehn, woher die Stimme komme; allein es war so dunkel, daß kaum ein Nachbar den andern erkennen konnte. Demungeachtet errieth man, daß es Romolo del Bianco sey, und einer flüsterte dem andern zu: er hat die Wahrheit geredet, denn unter uns ist keiner, der nicht mehr Schulden hätte, als Wolle im Kleide. Der Mönch aber wendete von nun an seine Beredsamkeit auf die Armuth, zeigte, wie man sie gedultig ertragen müsse, und citirte mehrmal Beati pauperes etc. und erfüllte Alles mit der Salbung, die Romolo ihm mitgetheilt hatte.

Ein Prediger sollte jedesmal die Lage seiner Zuhörer kennen und berücksichtigen. Vor den Reichen rede er vom unerlaubten Gewinne; vor den Armen vom geistlichen Troste über sinnliche Entbehrungen; vor den Lasterhaften rede er gegen die Begierden, mahne ab von Erpressungen, vom*) Unterschleif öffentlicher Gelder und von andern Lastern und Verbrechen. Er wird alsdann den Ermahnungen eines armen Mannes nicht nachzugeben haben, wie unser Augustinermönch.

---

*) Vergehungen dieser Art werden um diese Zeit sehr häufig, sogar in den allegorischen Malereyen, gerügt.

Reliquien.

Nicht alle Reliquien sind ächt, wie neuerlich die Florentiner erfahren haben, als sich ergab, daß der Arm der heil. Reparata, den sie aus Apulien mit großer Feyerlichkeit eingeholt hatten und an dem Feste der Heiligen einige Jahre lang zur Erbauung der Frommen vorzuzeigen pflegten, von Holz verfertigt sey.*) Nov. 60.

Nun geschah es dem Predigermönch Taddeo Dini, einem aufgeweckten Kopfe, als er eines St. Katharinentages zu Bologna im Kloster dieses Namens zu predigen hatte, daß man ihm, noch ehe er die Kanzel verließ, in Begleitung vieler brennenden Kerzen ein krystallenes Gefäß überbrachte, mit dem Auftrag, daraus den Arm der heil. Katharina dem Volke vorzuzeigen. Bruder Taddeo, dem es nicht an Gedächtniß fehlte, rief verwundert aus: wie? den Arm der heil. Katharina? Ich bin auf dem Berge Sinai gewesen und habe ihren glorwürdigen Leib allda mit allen bei-

---

*) Matteo Villani, istorie Fio. lib. III. Cap. 12. erzählt diesen Vorfall ausführlich. Von der Ausbreitung der Betrügereyen dieser Art handelt Dom. Maria Manni, veglie piacevoli, Vol. I., wo er dem aus der Novelle X. im sechsten Tage des Decameron bekannten, Fra Cipolla einen historischen Boden zu geben sucht. Er stützt sich in Beziehung auf das erste auf Rainaldi ann. Eccl. ad A. 1240.

den Armen gesehn und mit allen übrigen Gliedern dazu. Die Begleiter der Reliquie sagten darauf: es mag seyn; aber wir halten diesen für ihren wahren Arm. Bruder Taddeo weigerte sich aber, ihn vorzuzeigen. Als die Aebtissin von diesem Streite hörte, ließ sie ihn flehentlich bitten, doch nachzugeben, weil das Kloster, wenn er die Reliquie nicht vorzeigen würde, den Zuspruch der Andächtigen einbüßen dürfte. Bruder Taddeo öffnete also das Kästgen, nahm den Arm in die Hand und sprach folgende Worte. »Herrn und Frauen, diesen Arm, den ihr da seht, halten die Nonnen dieses Klosters für den Arm der heil. Katharina. Ich habe auf dem Berge Sinai den Leib der heiligen Katharina vollkommen heil und namentlich mit allen beiden Armen gesehn. Wenn die Heilige aber drey Arme hatte, so ist dieser der dritte.« Darauf fing er an, die ganze Versammlung mit dem Arme zu seegnen, wie es Gebrauch ist. Wer ihn nun verstanden hatte, der lachte; allein viele fromme Leute, denen die Worte des Mönches entgangen waren, bekreuzten sich voll Andacht.

Der Glaube macht seelig; allein was die Menschen anreizt, mit den Reliquien Betrug zu treiben, ist nichtswürdige, schändliche Habsucht. Giebt es doch keine Kappelle in der Christenheit, worin nicht Etwas von der Milch der Jungfrau Maria vorgezeigt würde, gewiß eine unschäzbare Reliquie, wenn sie ächt wäre, in Erwägung, daß von ihrem glorwürdigen Körper auf

dieser Erde durchaus nichts zurückgeblieben ist. Aber in der ganzen Ausdehnung der Welt zeigt man von ihrer Milch so viel, als ein Brunnen, der mehrere Tage lang springt, kaum herbeyschaffen könnte. Solches möchte nicht statt finden, wenn man jedesmal den Beweis führen müßte, wie Bruder Taddeo. Nun, der Glaube macht uns seelig, und wer solche Dinge anstiftet, der wird in dieser oder in jener Welt seine Strafe leiden.

Votive.

Nov. 109. Zu Florenz, unweit der Servitenkirche, wohnte vormals ein sehr begüterter Mann, dessen Ehehälfte ein schönes Weib war. Dieser ward nun zum Amtmann der Ortschaft San Lorenzo erwählt und empfahl, ehe er dahin aufbrach, ein Faß mit edlem Rothwein der Obhut seiner Frau, mit dem Bedeuten, das Faß unangestochen zu lassen, weil er nach seiner Heimkehr selbst davon trinken wolle. Die Frau gelobte es ihm an; der Mann ging auf sein Amt und die Frau versah indessen das Haus. Darüber waren schon zwey Monathe vergangen, als der Beichtvater der Frau, ein Mönch des besagten Servitenklosters, zu siechen begann und der Frau, die ihn gerade besuchte und angelegentlich nach seinem Befinden fragte, zur Antwort gab: es würde schon gehn, wenn ich nur einen Wein fände, der mir zusagte. Die Frau sprach darauf: wir haben zu Hause einen Wein, der sehr gut seyn soll; aber mein Mann hat mir so scharf verboten, ihn anzustechen, daß ich's nicht wagen möchte. Als der Mönch dieß hörte, empfand er ein unsäglich Gelüste, davon zu kosten, und sprach zur Frau: ach schickt mir nur einige Tropfen, bloß des Geschmackes willen. O, entgegnete sie, wenn es bloß ist, um ihn zu kosten, so kommt es mir nicht darauf an, ich will euch schon so viel schicken. Als diese Weinprobe angelangt war, so schien es dem Mönche, er

habe einen wahren Lebensbalsam gekostet. Er beschickte deßhalb die Frau um ein Fläschgen mehr, und so vom Fläschgen zum Gläschen, vom Gläschen zum Fläschgen, bis endlich, wohl einen Monath, ehe der Hausherr vom Amte heimkehrte, das Faß bis auf den Grund geleert und der Bruder frisch und gesund war.

Eines Tages sagte die Frau zum Mönche, was soll ich Aermste anfangen; mein Mann kommt nun bald nach Hause und sein Faß Wein ist leer. Der Bruder sprach: quäle dich nicht mit Gedanken; empfiehl dich unserer Verkündigten allhier und lasse die sorgen. Die Frau sagte: wenn sie mir die Gnade verleiht, daß mein Mann mich dieses Fasses willen nicht quält, so gelobe ich ihr ein Faß von Wachs. So recht, sprach der Bruder, du wirst sehen, daß sie dir beysteht.

Als die sechs Monathe abgelaufen waren, kehrte der Mann vom Amte zurück, und wie es auch gehn mochte, so dachte er doch gewiß nimmermehr an den Wein und hatte ihn vergessen, als wäre er niemals im Keller gewesen. Die Frau erzählte dieß dem Bruder, welcher sprach: glaubt sicherlich, daß sie noch Niemand verlassen und jederzeit große Wunder ausgerichtet hat. Hierauf ließ die Frau ein Weinfaß von Wachs machen und sandte es der besagten Jungfrau der Serviten zum Danke, daß ihr Ehemann des Weines vergessen hatte.

Solche Gelübde, welche täglich vorkommen, haben

mehr mit dem Götzendienste gemein, als mit dem christlichen Glauben. Ich (der Schriftsteller) sah einmal einen, der seine Katze verloren hatte, geloben, daß er sie, wenn er sie wiederfände, unserer Frau zu Orsanmichele in Wachs verehren wolle, welches wirklich geschah. Ist dieß nicht ein Glaubensirrthum, ja eine Verspottung Gottes, der Madonna und aller Heiligen? Gott will unser Herz und unsere Seele und stellt keine Sammlungen von Wachsbildern an. Wenn man recht nachdenken wollte, so würde man sehn, daß Vieles, wodurch wir ins Paradies zu kommen hoffen, zu einer Schlinge wird, die uns in die Hölle hinabzieht.

Der Tropf und der Inquisitor.

Zur Zeit der Staatsgewalt Herrn Hugo's Tolo- Nov. 11. mei gab es zu Siena einen durch seine Einfalt ergötzlichen Mann, Namens Alberto. Diesem ging's nicht sonderlich vom Maule, denn er stotterte über die Maaßen; er war aber bey Herrn Hugo seiner gutartigen Einfalt willen gar wohl gelitten. Einstmals, da dieser Herr mit dem Inquisitor, seinem genauen Freunde, zusammentraf, beredete er diesen, zu ihrer beiderseitigen Belustigung Tages darauf den Alberto vorzufordern und ihn irgend einer Ketzerey zu bezüchtigen. Demzufolge ward Alberto des andern Tages geladen, ohne Verzug vor dem Inquisitor zu erscheinen; und hatte er schon vorher gestottert, so ward er nun beynahe sprachlos und konnte kaum sein: werde kommen, herausbringen. Er suchte nun sogleich Herrn Hugo auf und begehrte ihn heimlich zu sprechen. Dieser merkte wohl, was er wolle, stellte sich jedoch ganz unwissend und fragte ihn, was es gebe. Alberto erwiederte: denkt nur, der Inquisitor hat mich vorladen lassen; gewiß bin ich bei ihm verketzert worden. Herr Hugo fragte: Hättest du wohl Etwas gegen den katholischen Glauben gesagt? Alberto darauf: vom katholischen Glauben verstehe ich nichts, aber für einen getauften Christen habe ich mich immer gehalten. Herr Hugo sagte ihm nun, er solle nur zum Inquisitor gehn und vernehmen, was

der ihm wolle. In kurzem werde er selbst nachkommen und versuchen, die Sache gütlich beyzulegen.

Als Alberto nun vor dem Bischof erscheint, so redet ihn dieser mit finstrer Gebärde an: wer bist du? Alberto spricht zitternd und stotternd: ich bin der Alberto, den ihr habt vorladen lassen. Ich weiß schon, sagt der Bischof, du bist der Alberto, der nicht an Gott, noch auf seine Heilige gläubet. Alberto erwiedert: o Herr, wer euch das gesagt hat, der sprach die Unwahrheit, denn ich glaube an Alles. Der Bischof darauf: wenn du an Alles glaubst, so glaubst du auch an den Teufel, und mehr brauche ich nicht, um dich verbrennen zu lassen. Als Alberto darauf, beynahe außer sich, um Barmherzigkeit fleht, so fragt ihn der Bischof: weißt du das Paternoster herzusagen? Alberto bejaht es. Sogleich sag es her, ruft der Bischof. Alberto beginnt und stottert sich ohne Rücksicht auf Numerus und Casus bis zu einer schweren Stelle hindurch, wo geschrieben stehet: da nobis hodie. Darüber konnte er nicht hinaus, weßhalb der Inquisitor spricht: Alberto, ich habe dein Herz durchschaut; denn wer ein Pateriner und Ketzer ist, kann die heiligen Sprüche nicht hersagen. Geh' und mache, daß du morgen zeitig wieder da seyest. Ich werde dir den Prozeß machen, je nachdem du's verdient haben wirst.

Auf dem Wege nach Hause begegnete Alberto Herrn Hugo Tolomei, der gerade dieses Handels willen zum

In-

Inquisitor ging. Herr Hugo sagte: nun Alberto, deine Sache muß gut stehen, da du schon zurückkommst? Im Gegentheil, erwiederte Alberto, sie steht schlimm genug, denn er sagt, ich sey ein Pateriner und solle morgen wiederkommen. Und wenig fehlte, daß er mich nicht der Schindmähre willen, der Donna Bissodia, welche im Paternoster geschrieben steht, sogleich auf der Stelle hätte umbringen lassen. Ich bitte euch, seht, daß er mir's gnädig macht. Herr Hugo versprach, Alles anzuwenden, was in seinen Kräften stehe.

Als Hugo nun zum Inquisitor kam, so lachten sie beide wohl zwey Stunden lang über die neu erkohrne Frau Bissodia. Demnächst, noch ehe Herr Hugo den Inquisitor verließ, entbot der letztere den Alberto von neuem, welcher denn in großer Beklemmung erschien, worauf der Inquisitor ihm zu verstehen gab: daß er ihn ohne die Fürsprache Herrn Hugo's unfehlbar würde verbrennen lassen, was er wohl verdiene, indem er kürzlich noch Schlimmeres habe ausgehn lassen, und sich unterfangen, eine heilige Frau, die Donna Bissodia, ohne welche die Messe nicht gelesen werden könne, eine Schindmähre zu schelten. Alberto versprach, um Gnade flehend, nie wiederum solche Reden zu führen nud kehrte endlich, von ausgestandener Angst wie zerschlagen, mit Herrn Hugo nach Hause zurück. Herr Hugo aber ergötzte sich lange Zeit hindurch an diesem Schwanke.

Die reichen Leute haben launige Einfälle, wenn

es darauf ankommt, Sonderlinge und Einfaltspinsel zum Besten zu halten. Hier war doch das Schönste, daß Alberto mit Donna Bissodia ins Gedränge kam. Und wäre Alberto ein reicher Mann gewesen, wer weiß, ob der Inquisitor ihm die Hölle nicht so heiß gemacht hätte, daß er mit seinem Gelde sich loskaufen müssen, um nur nicht verbrannt oder gefoltert zu werden.

Oeffentliches Leben.

Freye Städte.

Macht der Einzelnen.

Bey Lebzeiten des Vieri de 'Bardi waren eines Tages viele edle Bürger an dessen Tafel versammelt und unter diesen befand sich Herr Pino della Tosa, welcher dazumal großen Einfluß besaß*) und, beyläufig gesagt, ein Maulthier zu reiten pflegte. Dieser gerieth nun mit einem andern Edlen ins Gespräch über die Lage, Stärke und Stimmung des Florentinischen Gemeinwesens. Und indem ein Wort das andere gab, verfiel der Edelmann darauf, die Frage aufzuwerfen, mit wie viel Pferden man unternehmen könne, das Volk aus den Straßen zu vertreiben und sich zum Herrn der Stadt zu machen. Herr Pino sagte, man könne dieß mit zweyhundert Reutern leisten. Pino lachte und Nov. 79.

*) Nemlich zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts; doch war sein Einfluß nicht ganz so unbegrenzt, als diese Novelle ihn darstellt. Wir werden daher einiges auf den Wunsch, ihm etwas Verbindliches zu sagen, davon abschlagen müssen.

sagte: ich würde es mit hundert und funfzigen unternehmen. Der andere aber spottete sein und suchte seine Behauptung auf alle Weise durchzuführen.

Hierauf legte sich Herr Vieri drein und fragte: worüber zankt ihr? Man sagte es ihm. Und was sagt denn Herr Pino? Der Edelmann sprach, er sagt, daß er es mit hundert und funfzig Pferden unternehmen wolle. Da hub Vieri an: er würde es sicher darauf wagen dürfen und sogar mit einer mindern Anzahl, nachdem er uns nun so viel Jahre lang von einem einzigen Maulthier herab geboten hat. Alle pflichteten ihm bey, und meinten, Herr Pino würde, wenn es ihm so gefiele, die Straßen von Florenz nicht allein mit hundert und funfzig Pferden, vielmehr auch auf einem einzigen Esel säubern können.

Und diesem dürfen wir um so mehr Glauben beymessen, als es in unsern Tagen Leute giebt, welche die Stadt ohne Pferd noch Esel, ja sogar ohne Gerechtigkeit beherrschen.

••••••••••••••

Amtspflege.

Pabst Urban V. hatte Herrn Guglielmo, der sein Neffe und ein sehr artiger Cavalier war, zum Statthalter von Todi bestellt. Im Magistrat dieser Stadt, welcher einen eigenen Pallast bewohnte, hatte ein gewisser Testa den Vorsitz. Dieser pflegte des Morgens zeitig ein Glas Wein zu trinken. Eines Morgens nahm er nun, damit ihm der Wein nicht schade, oder auch, damit er besser trinken könne, eine Schnitte gesalzenen Fleisches, schob ein Brodt unter und begab sich in die Küche, wo er das Salzfleisch auf Kohlen legte. Als dieses gerade anfing, sich ein wenig zu erhitzen, kam Herr Guglielmo in den Pallast, um mit den Rathsherrn von Geschäften zu reden. Man rief nun den Vorsitzer in aller Eile herbey. Dieser, um seine Carbonate nicht einzubüßen, schiebt sie schnell in das aufgeschnittene Brodt hinein, steckt es bey, und geht in die Rathsversammlung, worauf Herr Guglielmo eingeladen wurde, sich herein zu bemühen. Der Statthalter hatte ein Schooßhündchen, welches ihn niemals verließ. Dieses witterte das angebratene Salzfleisch und berüsselte sämmtliche Rathsverwandten, bis es endlich bey dem Vorsteher anhielt, bald sich aufrichtete, bald ihm unter den Mantel kroch, bisweilen auch laut aufbellte. Da das Hündlein nun auf keine Weise nachgeben wollte, und ihn bald hier, bald dort zupfte und zerrte, so zog Nov. 108.

der Vorsitzer endlich sein Frühstück hervor und warf es dem Hunde hin, indem er ausrief: nimm es denn hin ins Teufels Namen!

Die übrigen Rathsverwandten wollten durchaus wissen, was er dem Hunde hingeworfen habe, und da der Vorsitzer sie auf ihr Geschäft verwies, so nahm Herr Guglielmo das Wort und sagte ihnen: »seht, meine Herrn, wie euer Vorsitzer der römischen Kirche so sehr ergeben ist. Seine Zuneigung beschränkt sich nicht auf unseren gnädigsten Herrn, den Pabst, noch auf mich, als dessen Statthalter; nein, er dehnt seine Liebe sogar auf mein geringes Hündchen aus, dem er, wie ihr seht, ein so herrliches Frühstück giebt.« Die sämmtlichen Rathsverwandten standen lautlos da, wie die Hämmel, und der Vorsitzer verging vor Schaam. Der Ritter aber vollbrachte sein Geschäfte, reiste ab und erzählte nachher diesen ergötzlichen Vorfall, welcher dem Pabste und seinen Hofleuten längere Zeit hindurch zur Unterhaltung diente.

Noch immer giebt es solche Obrigkeiten, welche nur wohl gesättigt und getränkt an ihr Geschäfte gehn. Und so geht es, wie es geht, und ganz Italien weiß, daß es, so viel man sich abmüht, doch immerfort bergab geht.

Lehensfürsten und städtische Usurpatoren.*)

Weise Mäßigung.

Ein Schuster zu San Ginesio suchte seine Mitbürger gegen den Gebieter des Ortes, Herrn Ridolfo da Varano, Fürsten von Camerino, durch lose Reden aufzuwiegeln. Als Herr Ridolfo einstmals an diesem Orte verweilte, erfuhr er Alles, gerieth aber nicht in Wuth, wie Unverständige in der Gewohnheit haben, im Gegentheil, er vermied geflissentlich, dieser Sache einen Anschein von Wichtigkeit zu geben. Indeß, um auch nicht schwach zu scheinen und seine Großmuth in ihr wahres Licht zu stellen, ging er wie zur Lust durch den Ort, blieb wie von ungefähr bey dem Laden jenes Schusters stehen, und sprach zu ihm: weßhalb treibst du dieß Handwerk? Das ist für dich keine Arbeit, denn du verstehst sie nicht. Bey diesen Worten ergriff er das Werkzeug und ließ es davon tragen. Der Schuster mochte einwenden, was er wollte, es nützte ihm nichts. Weil er nun die Ursache nicht errathen hatte, ging er Nov. 90.

*) Ergänze diese Unterabtheilung durch untenstehende, aus dem Pecorone entlehnte Novellen.

mehrmal zum Fürsten, um seine Werkzeuge wieder zu erlangen. Einstmals traf er Herrn Rudolph von einer großen Menge angesehener Leute umgeben, und glaubte, das sey eine gute Gelegenheit, seine Geräthe zu begehren, weil der Fürst Schimpfes halben sie nun nicht vorenthalten könne. Er trat deßhalb hervor und sprach in Gegenwart aller dieser Leute: mein Fürst, ich bitte euch, mir mein Werkzeug wiederzugeben, indem ich ohne dieses mein Handwerk nicht betreiben kann. Herr Rudolph blickte ihn mit Strenge an und sprach: hab' ich dir nicht längst gesagt, daß es deines Handwerks nicht ist, Pantoffel zu säumen und Stiefel zu machen? Der Schuster erwiederte: wenn dieses, welches ich jederzeit betrieben habe, mein Handwerk nicht wäre, welches ist es dann? Herr Rudolph sprach darauf: du hast schon recht gefragt, ich will dir antworten. Dein Beruf ist, in diesem schönen Schlosse zu wohnen und deinen Sinn auf hohe Dinge zu richten. Ich aber will dein Werkzeug behalten, um nähen und schustern zu lernen, damit ich damit umzugehen weiß, wenn ich's einmal bedürfen sollte. Der Schuster fuhr nun fort zu bitten und Herr Rudolph jenem kurz und bündig zu antworten, so daß die Anwesenden nicht wußten, was sie von dieser Unterredung denken sollten. Endlich erklärte Herr Rudolph: dieser Schuster, den ihr da seht, hatte es darauf angelegt, mich der Herrschaft zu entsetzen, woraus ich schließe, daß er für große Unterneh-

mungen geschaffen ist und, statt ins Leder zu beißen, in Schlössern und Palästen gebieten sollte. Sein Werkzeug habe ich ihm weggenommen, weil er dessen nicht bedarf, indem er mit größeren Dingen umgeht. Der Schuster suchte sich nach besten Kräften zu entschuldigen, aber das Herz sank ihm in die Kniee. Doch Herr Rudolph sprach: entschuldige dich nicht, denn ich weiß Alles und will dich in Gegenwart dieser Herrn verurtheilen. Darauf befahl er, die Geräthe des Schusters herbeyzuholen. Der Schuster glaubte, er wolle ihn damit tödten lassen, aber Herr Rudolph sprach, als sie gebracht wurden:

Ich gebe dir dein Werkzeug zurück, weil du in Gegenwart dieser Leute bekennst, daß sie zu deinem Handwerk gehören und weil ich dir darin glaube. Lasse mir aber künftig das meinige, denn es ist nicht für dich, noch für deines Gleichen gemacht. Fahre denn fort, deine Schuhe zuzuschneiden und zu nähen, und thue mir dabey so viel Schaden, als du immer vermagst.

Dem Schuster kehrte nun der Athem zurück; er sank auf die Kniee, bat Gott, die Barmherzigkeit seines Fürsten zu belohnen, weil er selbst unfähig sey, das erwiesene Gute zu erwiedern, ging heim und sprach von dieser Zeit an nichts, was nicht zum Ruhme und Vortheil seines Herrn gereichte.

Wie sehr ist nicht ein Fürst zu preisen, wenn er Vergehungen unbedeutender Menschen mit Mäßigung aufnimmt, und, wie dieser, eine Seelengröße zeigt, die

ihn bis zu den Sternen erhebt. Viele Gefahren werden durch eine edle Geringschätzung wie vernichtet, aber durch die Furchtsamkeit derer, welche vor jedem Gewürme erzittern, nur vermehrt und vergrößert.

Sacchetti war mit diesem Fürsten persönlich bekannt und scheint für ihn eine gewisse Vorliebe zu hegen. Er vereinigte daher in zwey andern Novellen*) verschiedene Beyspiele seines richtigen Verstandes und eigenthümlich trocknen Witzes, aus denen ich Folgendes aushebe.

Die Florentiner, deren Kriegesmacht er befehligt hatte, glaubten Ursache zu haben, mit ihm unzufrieden zu seyn, und ließen ihn nach damaligem Gebrauch auf eine schimpfliche Weise an die Mauer eines öffentlichen Gebäudes malen (gleichsam in effigie hinrichten). Einige Zeit darauf, als Manches sich geändert hatte, sandten sie verschiedene Florentiner an seinen Hof. Als er nun die Gesandten an seine Tafel zog, so ließ er, obgleich es im heißesten Sommer war, doch ein mächtiges Feuer anzünden, und den Tisch nahe hinzurücken. Die Gesandten glaubten eine höllische Gluth zu empfinden und konnten sich nicht enthalten, ihn zu fragen,

---

*) Nov. 41 und 144.

weßhalb er im Julius Feuer machen lasse. Herr Rudolph erwiederte, er thue dieß, weil die Florentiner ihn ohne Hosen haben malen lassen. Denn dazumal seyen ihm die Beine so durchgekältet, daß er sie nicht mehr habe erwärmen können, und immer am Feuer halten müsse. Die Gesandten lächelten verlegen. Man trug nun gesottene Kappaunen und eine Nudelspeise auf. Herr Rudolph hatte befohlen, seinen Teller früher anzurichten und ihn gehörig abkühlen zu lassen; aber den Gesandten ließ er die Suppe brühheiß vorsetzen. Als nun die Suppe aufgetragen war, nahm Herr Rudolph einen großen vollen Löffel und führte ihn mit großer Sicherheit zu Munde. Als die Gesandten den Fürsten essen sahen, führten sie ohne Bedenken auch ihren Löffel zu Munde, verbrannten sich aber den Gaumen. Dem einen trat das Wasser in die Augen, der andre begann zu schluchzen und sich das Tafelwerk der Decke zu beschauen. Herr Rudolph sprach darauf: was betrachtest du dir? Der Gesandte entgegnete: ich beschaue dieß Tafelwerk, weil es so wohl gearbeitet ist; wer hat es gemacht? Herr Rudolph sagte darauf: der Meister Blasedrauf; kennst du ihn wohl? Die Gesandten verstanden deutsch, ließen ihre Nudeln abkühlen, und murmelten einander zu: es steht uns übel an, daß wir so eilig sind, fremden Herrschaften Schimpf zu erweisen; er hat uns wohl gezeigt, was übel ansteht.

Das ungünstige Schicksal dieser Florentinischen Botschafter gemahnt mich an drey andere Novellen des Sacchetti, welche auf die vormalige Behandlung von Geschäften dieser Art einiges Licht werfen, freylich werden Vorfälle darin erzählt, die unter allen Umständen einzig seyn würden und zu keiner allgemeinen Anwendung berechtigen. Auch möchten die beiden ersteren schon deßhalb wenig glaubwürdig seyn, weil sie lange bevor Sacchetti schrieb, geschehn seyn sollen. Das historisch Erhebliche scheint mir daher vornehmlich in den Ansichten zu liegen, welche der Schriftsteller selbst über jene Vorfälle ausspricht.

Nov. 29. Ein französischer Cavalier von hohem Rang ward an den Pabst Bonifazius (VIII.) abgeordnet. Er hieß Herr Gilbert, war kurz von Statur und voll und dick, so viel als immer auf ihn ging. Am Tage vor seiner feyerlichen Vorstellung erkundete er die üblichen Hofgebräuche, worauf man ihn berichtete, daß er dreymal nach einander niederknieen müsse. Dessen eingedenk, erschien er desselben Tages vor seiner Heiligkeit und suchte seine Kniebeugung artiger anzustellen, als ihm bey seiner Leibesbeschaffenheit gerade leicht fiel; er kam aber das erste Mal recht gut heraus, wenn es ihn gleich

einige Mühe kostete. Als er aber zur zweyten Kniebeugung gelangte, und die Mühe sich zu häufen begann, so entschlüpfte seinem untern Theile, bey zu sehr beschleunigter Bewegung, ein kleines Geräusch. Der Cavalier, von dieser Schmach zwar betroffen, doch nicht ausser Fassung gesetzt, schlug straks mit der Hand nach der Kehrseite, indem er sprach: laisse parler moi; welch' ungelegene Einmischung; fi donc toi!*)

Pabst Bonifaz, der beides gehört hatte, sagte darauf: redet frey heraus, was ihr wollt, ich werde euch schon verstehn. Und als jener zu den Füßen des heiligen Vaters anlangte, empfing ihn dieser in der heitersten Stimmung von der Welt. Er richtete darauf seine Botschaft aus und erlangte, was er begehrte, um so leichter, weil er es doppelmündig vorgetragen hatte.

Andere und gelehrte Leute, die vor dem Pabste eine Botschaft auszurichten hatten, sind schon ohne alle beschämende Veranlassung in Verwirrung gerathen.

---

*) In den H. S. vi donne doi, was der italienische Herausgeber auslegt: vous donne Dieu.

Nov. 30. In Siena ward eine Gesandtschaft an Pabst Gregor X. abgeordnet, welche aus dreyen Rittern bestand und einem vierten, der aber kein Ritter war, doch der beste Redner von Siena, wenn er drey oder vier Züge guten Weins gethan hatte. Doch ohne getrunken zu haben, wußte er nicht drey Worte herauszubringen und dieses scheint mir, dem Schreiber dieser Zeilen, eine merkwürdige Eigenheit. Als nun diese vier sienesischen Abgesandten nach Hofe gekommen waren, begann am Morgen des Audienztages der eine von den drey Rittern die andern zu fragen: wer wird den Vortrag halten? Ein anderer antwortete: du willst sagen, es müsse kein anderer sprechen, als der da. Allein unser Redner weigerte sich, indem er sagte: »ich bin kein Ritter; es würde euch, die ihr Ritter seyd, zur Schmach gereichen, wenn ich für euch reden sollte.« Doch mußte er endlich nachgeben, worauf man nach dem besten Weine sandte, der zu haben war. Als er nun drey gute Züge gethan hatte, so schickten sie sich an, ihre Botschaft auszurichten, was dem Wappenknechte so gut von Statten ging, als jemals vorher. Hierauf wurden sie vom Pabste beurlaubt und kehrten in ihr Gasthaus zurück. Dort fragte der Redner die Ritter: habe ich nach euerem Sinne geredet? Jene erwiederten: gewiß, du hast besser gesprochen, als jemals. Hierauf sprach der Redner rasch heraus: »bey dem heiligen Blute unseres Herrngotts, wenn ich noch einen Zug

gethan hätte, so würde ich ihm gerade ins Gesicht geschlagen haben.« Es ist nicht zu beschreiben, wie die Herrn Ritter darüber lachten. Der Redner wollte nemlich andeuten, daß, wer kein Herz im Leibe hat und nicht alle Furcht beyseite läßt, nimmermehr eine gute Rede halten wird.

Wer aber vor dem Pabste besonnen und keck redet, wird nicht leicht vor andern Fürsten ins Stocken gerathen.

Wenn in jenem Botschafter der Wein redete, so will ich euch nunmehr von Gesandten erzählen, welche ihr bischen Gedächtniß im Weine vollends ersäuften. Nov. 31.

Zur Zeit, als Bischof Guido*) die Stadt Arezzo beherrschte, erwählten die Gemeinen der Gebürgslandschaft Casentino zwey Abgesandte, um durch sie dem Bischof ihre Wünsche vortragen zu lassen. Diese, welche schon früher den Zweck ihrer Sendung vernommen hatten, erhielten eines Abends Befehl, am folgenden Mor-

*) Guido Tarlati di Pietramala, seit 1325 erwählter Bischof von Arezzo. Er war seiner Umsicht und klugen Schonung willen bekannt, fällt also in dieser Erzählung nicht aus dem Charakter.

gen aufzubrechen; sie setzten sich also in Bewegung. Als sie ein Stündchen unterweges waren, hub der eine an: hast du noch im Gedächtniß, was man uns aufgetragen hat? Der andere sprach: ich habe mich auf dich verlassen, der erste aber: und ich verließ mich auf dich. Sie gaffen darauf einander an und seufzen: da haben wir's schön gemacht; was sollen wir nun anfangen? Der eine aber faßt Muth und spricht: nun, wir werden bald zu Mittag essen müssen und dort im Gasthaus wollen wir mit einander Rath halten, denn es muß doch seyn, daß wir uns darauf besinnen. Der andere stimmte bey, und so gelangten sie endlich sinnend und träumend an das Gasthaus, wo sie speisen sollten, aber wie sie auch hin und her sannen, so war doch, als sie sich zu Tische setzten, noch nichts an den Tag gekommen. Bey Tische reichte man ihnen einen ganz auserlesenen Wein. Die Gesandten, denen ein guter Wein viel näher am Herzen lag, als ihr Geschäfte, liessen sich's wohl munden; sie bringen sich's und bringen's wieder, sie trinken und trinken wieder, so daß sie nach der Mahlzeit, weit entfernt, sich ihrer Botschaft zu entsinnen, nicht einmal mehr wußten, an welchem Orte der Welt sie sich befanden und daher auf ein Bette gelegt wurden. Nachdem sie eine gute Weile geschlafen hatten, erwachten sie ganz schlaftrunken. Der eine hub wieder an: besinnst du dich auf unser Geschäfte? Darauf nicht, entgegnete jener, aber das weiß ich wohl,

daß

daß der Wein unseres Wirthes der beste ist, den ich jemals gekostet habe; denn seitdem ich eingeschlafen bin, habe ich bis jetzt von mir durchaus nichts gespürt und besinne mich noch immer nicht recht, an welchem Orte ich mich befinde. Der erste sprach darauf: in diesem Stücke bin ich mit dir einverstanden; sag' mir aber, was mir machen, was wir sagen sollen? Höre, erwiederte der andere, bleiben wir den ganzen Tag hier, denn weil man Nachts viel heller denkt, so werden wir uns dann durchaus darauf besinnen müssen. Hierin trafen nun ihre Wünsche zusammen, sie blieben deßhalb im Gasthause und hatten ihre Gedanken unverwandt beym Weine. Beym Nachtessen guckten sie tiefer ins Glas, als in den Brunnen, und nach aufgehobener Tafel waren beide aller Sorge überhoben. Die ganze Nacht hindurch schnarchten sie, wie die Schweine. Des andern Morgens begann das Fragen von neuem, worauf der eine sprach: Gott möge mich strafen, da ich mich diese Nacht auf nichts besonnen habe, so wird es wohl nimmermehr geschehn. Der andere sagte: nun, wir sind gut daran; ich weiß nicht, war es der Wein oder sonst was, ich schlief aber so fest, daß ich nicht aufwachen konnte. Der erste sprach darauf: laß uns jetzt aufsitzen und mit Gott vorwärts ziehn, vielleicht fällt es uns unterweges ein. Auf der Straße rief von Zeit zu Zeit der eine dem andern zu: weißt du's? Ich nicht. Ich auch nicht.

Jetzt langten sie zu Arrezzo im Gasthofe an, verfügten sich alsbald in ein besonderes Zimmer und gingen, die Hand am Kinn, auf und ab; doch war Alles vergeblich. Endlich sprach der eine: gehn wir; Gott wird uns schon helfen. Der andere dagegen: aber was sollen wir sagen? Freylich, entgegnete der erste; aber so kann es auch nicht bleiben. Sie ließen es nun darauf ankommen und gingen zum Bischof. Hier angelangt, verbeugten sie sich ehrerbietig und blieben in dieser Stellung stehn, ohne ein Wort zu sagen. Der Bischof war ein weltkundiger Mann, stand auf, ging auf sie zu, faßte sie bei der Hand und sprach: willkommen, meine Kinder, was bringt ihr Neues? Der eine stößt den andern an: sprich du, sprich du; denn keiner wollte zuerst reden. Endlich sprach der eine: »o gnädigster Herr Bischof, wir sind die Abgesandten euerer Diener im Casentino; und die, welche uns gesandt haben und wir, die wir kamen, wir sind allzumal nur schlichte, einfältige Leute; und ihre Aufträge erhielten wir des Abends etwas eilig, so daß es seyn muß, daß sie uns ihre Sachen nicht recht ausgerichtet haben, oder daß wir sie nicht gänzlich verstanden haben. Wir bitten daher, daß ihr euch die Gemeinen und Mannen jener Landschaft in Gnaden empfohlen seyn lasset, und daß die Pest hole, wer uns hergesandt hat, und uns, die wir hergekommen sind. Der Bischof schlug ihnen sänftiglich auf die Schultern und sprach: »nun geht, und sagt meinen lieben

Söhnen, daß ich Alles zu thun bereit bin, was ihnen immer nutzen kann. Und damit sie künftig der Ausgabe überhoben seyen, Gesandte an mich abzuschicken, so mögen sie mir jedesmal schreiben, wenn sie Etwas zu begehren haben, worauf ich ihnen ebenfalls brieflich antworten werde.« Und damit nahmen sie Urlaub und reisten wieder ab.

Unterweges sagte der eine: schau'n wir, daß es uns nicht auf dem Rückwege gehe, wie auf der Hinreise. Der andere sprach darauf: was haben wir denn Großes im Kopfe zu behalten? Der erste aber: eben deßhalb müssen wir etwas aussinnen, damit wir berichten können, was wir ausgerichtet haben, und was darauf erwiedert worden. Denn unsere Landsleute, wenn sie erführen, daß wir unsern Auftrag vergessen hatten, oder wenn wir wie Dummköpfe zu ihnen zurückkehrten, würden uns nimmermehr eine Gesandschaft, noch irgend ein anderes Amt wieder anvertrauen. Der andere, der ein wenig gewitzigter war, sprach darauf: »Laß mich nur sorgen. Ich werde sagen, daß der Bischof, nachdem wir unsern Vortrag gehalten, in gnädigen Ausdrücken erwiedert habe, daß er in Allem und in Beziehung auf Alles unser Bestes zu fördern wünsche; und daß er aus Zuneigung zu uns verlange, wir sollen künftighin, so oft wir seiner bedürfen, nur an ihn schreiben, und uns nicht bemühen, ihm Gesandte zu schicken.« Der erste sagte: das ist wohl ausgedacht. Reiten wir jetzt ein

wenig schneller, damit wir zeitig zum Weine kommen. Sie setzten nun die Spornen in Bewegung und erreichten bald das Gasthaus. Als darauf der Stallknecht die Steigbügel faßte, fragten sie weder nach dem Wirthe noch nach dem Essen, vielmehr war ihr erstes Wort, wie es um den guten Wein stehe. Der Knecht erwiederte: besser, als je. Hierauf griffen sie noch rüstiger an, als vorher, und brachten das Weinfaß, von dem bereits viele Kannen im Orte verkauft waren, so weit auf den Grund, daß man's heben mußte, wobey sie selbst die Hand anlegten. Als es nun auf die Neige ging, setzten die Gesandten betrübten Herzens ihre Reise fort und langten bey denen wieder an, welche sie abgeordnet hatten; und, da sie ihre Lügen besser im Gedächtniß behielten, als vorhin ihre Aufträge, so erzählten sie von einer schönen Rede, die sie vor dem Bischof gehalten hätten, weßhalb sie großes Lob davontrugen und von dieser Zeit an zu allen Aemtern befördert wurden.

Wie oft ereignet sich's nicht, daß ganz andere Leute, welche weit über jene Männlein stehn, als Botschafter über Land und Meer geschickt werden und wenn sie gleich an den öffentlichen Händeln nicht mehr Theil haben, als der Sultan an den Französischen, dennoch schreiben und versichern, daß sie bey Tag und Nacht sich keine Ruhe gegönnt, vielmehr unverdrossen sich angestrengt haben, so daß Alles, was sich ereignet, ihr

Werk gewesen, obwohl sie oft nicht mehr daran Theil genommen haben, als der Armenstock in der Kirche am Almosen. Weßhalb sie endlich von ihren Sendherrn belohnt und gelobt werden, wie sehr sie immer, vornehmlich wenn sie hofften, daraus Vortheile zu ziehn, die Wahrheit verdreht haben mögen.

Privatleben.

Gutartige Selbsttäuschung; bequeme Geselligkeit; gastliches Benehmen gegen Ankömmlinge; Hochschätzung des Talentes.

Nov. 183. Gallina Attaviani war ein Goldschmidt; er hatte seine Werkstätte in Porta Sta. Maria und pflegte seine Model, wie andere Künstler dieser Gattung, an der innern Seite der Ladenthüre aufzuhängen. In Florenz verweilte damals ein gewisser Reinhard aus Mompeliers in der Absicht, nach Rom zu reisen. Dieser ging jeden Morgen von dem Gasthofe der Macci, in dem er abgetreten war, gerade nach Orsanmichele, um dort die Messe zu hören oder auch um das Bild der Madonna zu betrachten; nachher pflegte er über den Neumarkt nach Porta Sta. Maria zu gehn, wo er sich jedesmal niedersetzte, an die Ladenthüre des Gallina lehnte und so, ohne ein Wort zu sagen, dem Goldschmidt zusah, wie er seine Model schnitzte. Nachdem er dieses einige Tage wiederholt hatte, kam Gallina auf den Gedanken, der da müsse selbst ein großer Bildschnitzer seyn. Und da er, wie es zu geschehn pflegt, diese Einbildung immer weiter gestaltete und vielleicht

schon glaubte, einen zweiten Polyklet vor sich zu haben, so redete er ihn eines Tages an: mein Verehrtester, ich bitte euch, mir Morgen die Ehre zu schenken, bey mir zu speisen. Reinhard versuchte mehrmal, diese Gunst höflich abzulehnen, aber der Gallina ward hiedurch nur gereizter und ließ jenem keine Ruhe, bis er die Einladung annahm. Das Glück begünstigte die Freygebigkeit des Gallina, indem es gerade in den Fasten war und lauter theuere Fische, als Störe und Lampreten gab, bey denen ein Stück Geldes anzubringen war. Hierauf lud er einige Edelleute, Bardi und Rossi, welche in seiner Nachbarschaft wohnten, gleichfalls zum Mittagsessen ein, und bestellte dazu vier ganz auserwählte Gerichte. Des andern Morgens kam Reinhard nach dem Laden, von da gingen sie miteinander zum Essen, wo denn, nach dem Gebrauch, Alle dem Fremden Ehre und Achtung erwiesen und den Gallina befragten, wer und was er sey. Der Gallina antwortete, daß er es zwar nicht wisse, doch so viel errathen habe, daß jener ein vortrefflicher Bildschnitzer sey; er wolle ihn, noch ehe die Tafel aufgehoben werde, um das Nähere befragen.

Als nun nach Tische das Handwasser gereicht wurde, begann Gallina: o Reinhard, ihr müßt zu Mompeliers ein großer Künstler seyn; sagt uns doch, welch' eine Kunst ihr eigentlich betreibet? Reinhard erwiederte darauf: o Brüderchen, ich bin ein Krukenbeschmeiß-

ser. *) Gallina fragte noch einmal: was für ein Handwerk sagt ihr? Reinhard erklärte sich nun näher; Kruke, sagte er, ist, was man bey euch einen Krug nennt, und beschmeissen nennen wir, was man darauf malt. Als der Gallina nun alles begriffen hatte, dachte er bey sich selbst, da habe ich mein Geld gut angebracht; auf diese Weise könnte ich bald dahin kommen, das Silber gehn zu lassen und Töpfergeräthe zu machen, wie dieser da. Die andern Gäste hatten eine unbändige Lust, laut aufzulachen, und nach Tische zog Guerrieri de' Rossi, der dabey war, den Gallina auf die Seite und sagte ihm: du hast heute das größte Glück erfahren, das einem zustoßen kann, drum lasse dich die Ausgabe nicht gereuen, wenn gleich dieser da nur ein Krukenbeschmeisser ist. Denn du heissest Gallina, auf deutsch die Henne, und der da Herr Reinhard. Wo hat man aber je gesehen, daß der Fuchs der Henne so nahe kam, ohne sie zu fressen? Das Glück hat es gewollt, daß du ihm so viel andre Speisen vorgesetzt hast, daß du selbst davon gekommen bist. Mache dich nun von ihm los, sobald du kannst, nnd lasse ihn seine Kruken beschmeissen. Gallina sprach darauf: Guerrieri, du machst zu allem Spaß; ich aber hab's weg und für mich allein. Guerrieri aber sagte: ich muß dir noch

---

*) Fra mio, son concagador de boccali.

eins sagen: daß ich nie etwas besseres gegessen habe, als deine Lampreten.

Dieser Vorfall gab auf dem Plätzchen *) an der Brücke lange Zeit zu lachen.

---

*) Wie es scheint dasselbe Plätzchen, auf welchem früher Ser Frulli den Vito aufsuchte. Die Gassengeselligkeit, welche einem gemäßigten Himmel so angemessen ist, verliert sich in den größeren Städten Italiens, wohl nicht ohne den Einfluß des Wagengerassels.

Geiz und Prachtliebe.

Nov. 23. Herr Niccolo Cancellieri war ein welterfahrner und und wohlgesitteter Cavalier, nur besaß er den Fehler, ausnehmend geizig zu seyn. Den größten Theil seines Lebens hatte er im Dienste der Königin Johanna von Apulien zugebracht. Als er nun endlich nach Pistoja zurückgekehrt und häuslich eingerichtet war, so gönnten ihm seine Verwandten wenig Ruhe, indem sie häufig sagten: ey, Herr Niclas, ihr wäret ein so ansehnlicher Herr, wenn es bey euch der Geiz nicht verdürbe. Richtet doch einmal ein Gastgebot aus und zeiget den Einwohnern dieser Stadt, daß ihr nicht so geizig seyd, als überall die Rede geht. Auf diese Weise quälten sie ihn so lange, daß er endlich, wohl acht Tage vor der Zeit, die angesehensten Einwohner von Pistoja einladen ließ, eines Sonntags bey ihm zu speisen. Als nun der fünfte Tag verstrichen war, mithin die Zeit des Einkaufs immer näher rückte, so begann Herr Niclas, von der Sorge für seinen Säckel bedrängt, Nachts mit sich selbst zu reden. Diese Gasterey, sagte er, wird mir hundert Goldgulden kosten und vielleicht noch mehr; und wenn ich funfzig andere ausrichtete, so würde es dasselbe seyn und man würde mich gleichmäßig für geizig halten. Wenn aber diese Nachrede nicht mehr auszurotten ist, weßhalb soll ich denn noch Geld in den Kauf ausgeben? Und hiemit war sein Entschluß gefaßt.

Des andern Morgens rief er den Diener, welcher die Gäste eingeladen hatte, und sprach zu ihm: Nimm das Verzeichniß der Leute, welche du einladen solltest mit mir zu essen, und sage ihnen nach der Reihe, daß ich die Mahlzeit wieder abgestellt habe. O Herr, sagte der Diener, sehet zu, was ihr thut, und bedenkt, was für Ehre es euch bringen würde. Der Ritter erwiederte: schon gut; Ehre mit Schaden hole der Teufel; geh und richte aus, was ich dir sage. Und wenn Jemand die Ursache wissen wollte, so antworte ihm, ich habe erwogen, daß es nur weggeworfen Geld seyn würde. Hiemit ging der Diener und that das Seinige, worauf viel Tage lang in Pistoja von nichts Anderem geredet, Herr Niclas aber nicht wenig verspottet wurde. Wie ihm dieses zu Ohren kam, sprach er: ich will lieber, daß sie mich mit leerem Bauche lästern, als auf meine Kosten gesättigt.

Der Ritter blieb nach wie vor ein Knauser und überhob sich der Quaal, ein Gastmahl zu geben. Er hatte nun einmal diesen Fehler, der die Welt weit und breit beherrscht, dergestalt daß er wohl die Ursache der größten Verbrechen ist, die auf dem Erdkreise verübt werden*)

---

*) Geiz und Knauserey, die unvermeidlichen Begleiter vornehmlich des Geldhandels, mußten in den gewerbsamen

Verarmung des Florentinischen Adels.

Florentinische Jagdfreunde, welche Sperber halten, pflegen im Monath September Gesellschaften zu bilden, um in den umliegenden Ebenen nach Wachteln zu jagen. Vor einigen Jahren traten nun verschiedene junge Leute aus guten Häusern zusammen und jagten einen ganzen Tag lang gegen Pistoja und Prato hin. Als sie nun genug Wachteln gefangen hatten, so beschlossen sie, zu Pantano, bey Conradin Gianfigliazzi *), ihr

---

Städten des mittelalterlichen Italiens zu den gewöhnlichsten Erscheinungen gehören. Eine scharfe Abwägung des Geldwerthes ist den gegenwärtigen, gewerblosen Italienern, wie einst ihren fleißigen und gewandten Voreltern, noch immer eigen. Doch trifft der Vorwurf des Geizes vorzüglich die Florentiner, deren karg abgemessene Mahlzeiten in der ersten Novelle des Fortini (Novelle Senesi T. I. p. 194) äußerst witzig verspottet werden und noch immer, wohl ohne allen Einfluß jener Novelle, ein Gegenstand der Sticheleyen der Sieneser sind.

Auch unser Sacchetti erzählt (Nov. 147) von einem reichen Florentiner, der wohl 20000 Goldgulden besaß, also nach gegenwärtigem Geldwerthe wohl 100000, daß er, um am Thore sechs Pfennig zu ersparen, zwey Dutzend Eyer in seine Hosen gesteckt habe, aber durch seinen Diener den Zöllnern verrathen, von diesen erst höflich, dann gewaltsam zum Sitzen genöthigt worden sey und so die Eyer zerbrochen, sich besudelt und mit Schande bedeckt habe.

*) Noch im dreyzehnten Jahrhunderte gehörte diese Familie durch Vermögen, Einfluß und Verbindungen zu den mächtigen Florentinischen Geschlechtern.

Nachtessen abzuhalten. Allein bey ihrer Ankunft fanden sie den Ort von einem Graben umgeben, über den ein schmales Brett von Buchenholz gelegt war, welches den Leuten statt einer Brücke diente. Sie riefen deßhalb den Conradin heraus, welcher an der entgegengesetzten Seite des Grabens erschien, sie bewillkomnete und ihnen zurief: steigt nur ab und geht über jenen Balken; die Pferde müssen hindurchschwimmen. Jene sahn einander verwundert an; doch da sie nun einmal nicht anders konnten, stiegen sie ab und befahlen ihren Dienern, mit den Pferden über den Graben zu schwimmen. Die Roßknechte schwammen obgleich unwillig hinüber und jene gingen über das Brett, welches sich bog, als müßte es jeden Augenblick einbrechen. Als nun beide Theile mühselig über den Graben gelangt waren, so gab es, nach Art der Edelleute, einen äußerst höflichen Empfang, der indessen mit den Worten endigte, ihr werdet euch sehr behelfen müssen. Die Pferde wurden nun in einem Schober untergebracht, welches nur zur Hälfte mit Stroh bedeckt war, wo sie so eng beysammen standen, daß sie einander wohl beissen, aber durchaus nicht schlagen konnten. Das Dach aber reichte nicht so weit, daß nicht die Hälfte der Pferde wie unter freyem Himmel gestanden wäre. Der Edelmann sagte zu den Knechten, gebt ihnen doch zu trinken, wenn sie etwa noch nicht getränkt worden wären; aber die Diener erwiederten, an Wasser habe es ihnen nicht gefehlt. Die

Jäger sorgten für ihre Pferde, so gut als möglich, und suchten endlich ihre Wachteln hervor und fingen an, sie zu rupfen und für das Nachtessen zu sorgen. Sie gingen nun an den Heerd und begehrten Holz um Feuer zu machen. Da brachte man ihnen einige Gebinde Stroh von türkischem Waizen und sagte dabey: Wir brennen selten anderes Holz. Sie mußten wohl sich damit behelfen, denn es war zu spät, um Holz zu suchen, und im Dunkeln hätten sie sich nicht über die Brücke wagen mögen. Als die Wachteln nun gebraten, vielmehr geräuchert waren, so setzten sie sich damit an einem wackelnden Tische auf eine Bank, welche noch schlechter bestellt war, und fragten, ob es Wein gäbe. Der Edelmann sagte darauf zu einem der ins Haus gehörte: geh, und mache Wein. Und der da macht sich daran, nimmt Trauben und drückt sie mit den Händen in einen Topf aus. Die Wachtelfänger fragten den Edelmann: sag uns, was jener anstellt? Der Edelmann erwiederte: zu dieser Zeit trinke ich keinen andern Wein, denn der alte ist mir schon seit Monathen ausgegangen. Der eine zuckt mit den Lippen, der andere mit den Achseln, doch mußten sie den Wein schon trinken, ohne ihn zu wässern, weil es kein anderes Wasser gab, als das natürliche Sumpfwasser aus dem Graben. Auch war das Brodt so hart und schlecht als der Zwieback auf den Galeeren. Sie hielten's darum bey Tische nicht lange aus und gingen zu den Pferden,

welche nach ihren Herrn umblickten, als wollten sie ihnen ihre Noth klagen. Um kurz zu seyn, sie waren so übel dran, als möglich. Nun glaubten sie ihr Leiden zu verkürzen, indem sie, so früh als möglich, sich zum Schlafen legten. Man brachte sie aber in eine Kammer, oder in einen Keller, oder sagen wir lieber in einen Wasserbehälter, zu welchem vier Stufen hinabführten; dann kam ein Brett, welches zur Brücke diente und von der untersten Stufe zur Lagerstätte hinüberführte; denn es stand in dieser Kammer eine halbe Elle hoch Wasser. Die Gesellen gingen so trostreich, als man sich's vorstellen kann, über das Brett und mußten noch, um an den Ort zu gelangen, wo sie die Kleider ablegen konnten, mit spitzen Füßen über drey Steine schreiten, wenn sie nicht geradezu ins Wasser treten wollten. Darauf legten sie sich, ihrer viere, zusammen in dasselbe Bette, worin ein schlechtes Kissen lag, welches voller Knäuel und Stacheln zu seyn schien, mit einer zerlumpten Decke und allem sonstigen Foltergeräthe. Conradin nahm darauf von ihnen Abschied, indem er sprach: behelft euch, ich bin nur ein armer Edelmann und lebe auf Weise der Edelleute. Genießet, was ich euch geben kann und laßt es euch wohl seyn. Mit diesen Worten entfernte er sich und ließ die Gesellschaft im Nassen, worauf der Eine anhub: was sagt er; wir sollen's uns wohl seyn lassen? Meint er etwa, daß wir Frösche, Aale oder Krebse sind? Ein anderer sagte: das kommt davon,

wenn einer die Zeche ersparen will. Es wäre besser gewesen, meinem Rathe zu folgen und ins Wirthshaus nach Ponte Agliano zu gehn. Der vierte sprach: wir haben unsre Rechnung gut gemacht; dieser Besuch wird uns noch so viel kosten, daß wir die Stunde unserer Ankunft verwünschen müssen. Wir werden's schon merken, wenn wir den Arzt und seine Salben bezahlen, die man, wie ihr wisset, nicht umsonst hat; und wer weiß, ob wir bey alle dem noch mit dem Leben davon kommen werden. Und so brachten sie die Nacht mit wenigem Schlafe zu und sahen dem Tage mit Ungeduld entgegen. Einen einzigen Vortheil hatten sie davon, nemlich, daß sie Wasser zum Wasser lassen konnten, ohne daß man's gemerkt hätte. Mit Tagesanbruch und unter dem Gesange der Frösche und Kröten standen sie auf, ließen sogleich sattlen, riefen ihre Hunde zu sich, nahmen ihre Sperber auf den Arm und sagten dem Conradin Lebewohl. Conradin sprach beym Abschied: Ich erwarte euch zu Mittag. Die andern erwiederten: du wirst schon sehn, ob wir kommen, und damit gingen sie über den Steg und ließen ihre Pferde durch den Graben schwimmen. Sie setzten sich darauf zu Pferde und ritten eiligst davon. Als sie nun in Florenz angekommen waren, so erfüllten sie die ganze Stadt mit der Erzählung ihrer adlichen Bewirthung, welche noch viel seltsamer gewesen ist, als ich sie beschrieben habe.

Der Adel hat gegenwärtig ein sehr einsiedlerisches

An-

sehn gewonnen, denn die sogenannten Edelleute leben in großer Dürftigkeit, ausgenommen, wenn ihnen ein Raub glückt. Doch, wie schändlich auch das Leben seyn möge, welches sie führen, so sagt man demungeachtet: sie gehören zu dem und dem Geschlechte, welches von sehr gutem Adel ist. Es hat also das Ansehn, als sey ihnen eines solchen Namens willen Alles, auch das Schlimmste verstattet. Und so nimmt man jenen Vers des Dante im umgekehrten Sinne, welcher sagt:

E gentilezza dovunch' é virtude etc.

Der rasche Uebergang von der Verarmung auf die moralische Verächtlichkeit des Adels seiner Gegend, könnte unsern Schriftsteller in den Verdacht bringen, als messe er, ächt kaufmännisch, allen Menschenwerth nach dem Vermögen ab. Allein es ist nicht so gemeint; er versteht wirklich moralische Versunkenheit, vornehmlich die dem Gewerbe treibenden Bürger doppelt verhaßte Neigung des damaligen Adels, zu gewaltsamem und heimlichem Raube. Denn Novelle 146 hebt er an: »Ein armer, zwar nach dem falschen Wortgebrauche der Welt edler (adlicher) Mann, welcher jedoch unter anderen dem Laster ergeben war, anderer Leute Gut zu dem seinigen zu machen.« Diese Erzählung dreht sich, eben wie eine andere, Nov. 264, um den fehlgeschlagenen

Versuch eines Schweinediebstahls. Bekanntlich hat nicht bloß der italienische Adel in einzelnen Abschnitten des Mittelalters den Vorwurf der Raublust auf sich geladen. Sogar Ulrich von Hutten, gewiß in diesem Falle ein unpartheylicher Zeuge, sagt in dem Gespräche, die Anschauenden: »Fürwahr ist je noch Abbildung der Tugend bey diesen Edlen. Wiewohl ich die Rauberey (unangesehn, daß es eine männigliche herzhaftige Unfrommkeit genannt wird) nit lobe.«

Diese Neigung des mittelalterlichen Adels zum Raube, zum Todtschlag und zu andern Gewaltthätigkeiten erklärt sich aus seiner Abkunft. Weder oligarchische Verbrüderung, noch Rangsucht und zufällige Fürstengunst hatte diesen Adel gestiftet; er hatte sich vielmehr aus einer erblichen Miliz erzeugt, deren Bestimmung gewesen war, den Heerbann zu ersetzen, wo dieser, wie bey fernen Eroberungen, nicht ausreichte, oder an sich selbst verfallen war. Nun ist es durchaus nicht befremdend, daß ein angeborner, durch viele Geschlechtsfolgen fortgepflanzter und ausschließlicher Beruf zu den Waffen den mittelalterlichen Adel nach und nach dem bürgerlichen Interesse entfremdete. Denn wir sehn noch täglich, daß die Achtung für Gewerbfleiß und bürgerliche Ordnung, auch bey solchen Kriegern abnehmen kann, welche aus bürgerlichen Verhältnissen, in denen sie aufgezogen worden, zum Kriege übergehn. Nehmen wir hinzu, daß Plünderung und Verwüstung im Mittelalter gebilligte

Maaßregeln des Krieges waren; ferner, daß Gehorsam und militärische Unterordnung lange, bevor Sacchetti schrieb, aus den toskanischen Lehenverhältnissen verschwunden waren, während von deren ursprünglicher Bestimmung nichts anderes übrig blieb, als eine ungeregelte Streitlust: so werden wir die Gewaltsamkeiten des toskanischen Adels zwar nicht entschuldigt, doch gewissermaßen erklärt haben.

Indeß besaß dieser Stand neben den Fehlern auch die Tugenden, zu denen der Waffenberuf anzuleiten pflegt. Gehn wir in eine frühere Zeit zurück, so bezeugen uns provenzalische Poesie und deutsche Minnesängerey, daß Tapferkeit, Großmuth, Schonung der Frauen, Zartheit des Ehrgefühls, mithin auch Feinheit der Sitte weniger dem Ritterthume angedichtet, als Ideale des Ritterthums selbst sind, welche nach Maaßgabe der Welt auch in der Wirklichkeit werden statt gefunden haben. Einen Ueberrest der alten Liebenswürdigkeit der Sitten scheint Sacchetti oben, obgleich im Spotte, sogar dem versunkenen Adel seiner Zeit noch zuzugeben. Sehn wir aber auf ernstere Tugenden, so dürfen wir nicht unerinnert lassen, daß der Edelmann Farinata degli Uberti die schönste Handlung der Vaterlandsliebe beging, deren die ganze Florentinische Geschichte sich rühmen kann. Zur Zeit des Sacchetti besaß der Adel wenigstens den Vorzug der Kriegskunst und Tapferkeit, denn er bildete noch immer den Kern der italienischen Heere. — Hätte

zu Florenz und in den übrigen Freystaaten Italiens früher der Stolz des Adels, später die Unversöhnlichkeit der Bürger gestattet, dem Adel, etwa nach Art der alten römischen Ritterschaft, eine feste Stellung im städtischen Gemeinwesen einzuräumen, so würden, wie Macchiavelli glaubte, die italienischen Städte nie in jene schimpfliche Abhängigkeit von Söldnerbanden gerathen seyn, welche die gesammte Nation allmählich der männlichen Ehre entwöhnte.

Doch erscheint Sacchetti in den angeführten Novellen nicht bloß darin partheylich, daß er die Tugenden des Adels übergeht; vielmehr auch indem er verschweigt, daß die mächtigen Geschlechter vom Volke zu seiner Zeit dem Adel, wenigstens in Beziehung auf Gewaltsamkeit, nichts nachgaben, wie aus dem Gio. Villani erhellt. Villani erzählt nemlich, zum Jahre 1343, zunächst: »daß fünfhundert Personen von Adel, darunter Nachkommen alter Grafengeschlechter der Landschaft, die Aufhebung ihres Adels und die Aufnahme in die Bürgerschaft als eine Gnade suchten und erlangten.« Hiebey erwähnt er als einer schreienden Ungerechtigkeit: »daß um das gemeine Wohl verdiente Edelleute aus persönlicher Mißgunst dieser Gnade beraubt und bey ihrem Adel wären gelassen worden.« Dann setzt er hinzu: »Viele bürgerliche Geschlechter hätten mehr verdient, ihrer Frevel willen, in den Adel versetzt zu werden, als jene den Namen von Großen und Adlichen zu behalten.«

Wir sehn also, daß nicht alles Laster bey dem Adel, nicht alle Tugend bey den Bürgern war. Wohl hatte übrigens der Adel seine Gründe, die Adelschaft als ein schweres Joch anzusehn, und Villani, ihn ausgelassenen Bürgern zur Strafe auflegen zu wollen. Denn der Adel jener Zeit und Gegend war geradehin rechtlos gemacht; die Familien hafteten mit schweren Geldbußen solidarisch für die Vergehungen ihrer Mitglieder; die Wahrscheinlichkeit galt gegen die Edlen für Beweis; sie waren von allen Staatsämtern ausgeschlossen. So blieb denn vielen durch Confiscationen, Geldbußen, Erbtheilungen zu Grunde gerichteten Familien nichts übrig, als im eigentlichsten Sinne das Feld zu bebauen, wie Villani sagt und Sacchetti andeutet.

II. Novellen des Ser Giovanni.

Der Verfasser des Pecorone*) schrieb mit weniger Kunstbeflissenheit, als Boccaz, doch zierlicher als Sacchetti; in seinen Erzählungen ist wohl eben deßhalb der poetische Stoff weniger, als bey dem ersten, mehr, als bey dem andern vorherrschend. Seine poetischen Novellen haben dem unvergleichlichen Shakspeare zu einigen seiner schönsten Schauspiele den Stoff geliehen. Die historischen aber sind nicht selten verschönerte Auszüge aus bekannten Chronisten und können in diesem Falle nicht als geschichtliche Quellen betrachtet oder benutzt werden. Um so mehr bin ich veranlaßt, meine

*) Die Ausgabe, deren ich mich bediene, führt den Titel: Il Pecorone di Ser Giovanni Fiorentino etc. Londra 1793. Vol. II, 8. s. die übrigen Ausgaben bey Haym. bibl. It. u. a. a. O.

Auswahl auf einige dem Schriftsteller gleichzeitige Vorgänge zu beschränken, welche mithin so viel Wahrscheinlichkeit besitzen, als überhaupt von einem Werke vorausgesetzt werden darf, in dem Einbildung und sinnlicher Uebermuth vorherrschen.

Im gesammten Pecorone möchte die Einkleidung das Merkwürdigste seyn. Der Verfasser nimmt nemlich an, daß ein Priester und eine Nonne, im Sprachzimmer des Klosters, diese nicht selten höchst natürlichen und üppigen Geschichtgen einander erzählen. Dieser Einkleidung ungeachtet ist der Verfasser päbstlich und guelfisch gesinnt, was nirgendwo deutlicher ans Licht tritt, als in der Harmlosigkeit, mit welcher, Novelle 1, Tag. 3, die Sitten des Hofes von Avignon geschildert werden. Es war hier offenbar nicht die Absicht des Schriftstellers, Sittenlosigkeit zu rügen, wie Sacchetti, oder der Geistlichkeit zu spotten, wie Boccaz; im Gegentheil, er erzählt die anstößigsten Verhältnisse mit einer Unbefangenheit, die keine Ahnung verräth, als könne es in jener Sphaere jemals anders seyn. In den Sitten seiner Zeitgenossen scheint die Grausamkeit seinem gutartig-sinnlichen Wesen allein zu widerstreben, weßhalb die untenstehenden Novellen einigen Glauben verdienen. Denn es ist nicht wahrscheinlich, daß ein Schriftsteller von seiner Gemüthsart Züge jener satanischen Grausamkeit, welche die Geschichte des italienischen Mittelalters entstellt, ins Schauerliche hätte auszumalen

gesucht; ja aus dem raschen Uebergehen der grausamen Auflösung der voranstehenden Novelle leuchtet sein Widerwille gegen die That und seine Unfähigkeit, lange bey Vorstellungen dieser Art zu verweilen, deutlich genug hervor.

Willkührliche Rechtspflege.

Ein angesehener Einwohner von Mayland, Namens Ambruogio, war unter allen Höflingen Herrn Bernabo Visconte's der meist begünstigte und der Vertraute der verborgensten Geheimnisse seines Herrn. Dieser Ambruogio besaß unweit Mayland ein Grundstück, welches an das Besitzthum einer Wittwe grenzte, welche Frau Scotta hieß. Hier wollte er einen Lustgarten anlegen, doch fehlte es ihm an Platz, weßhalb er die Frau anging, ihm so viel Land abzutreten, als er gerade bedurfte, indem er ihr freystellte, dafür zu begehren, was ihr geliebte. Die Wittwe aber brach den Handel kurz ab, indem sie sagte, das Grundstück sey ihre Mitgift und diese wolle sie weder verringern, noch zerschlagen, um andere Leute auszurunden. Weder wiederholte Bitten, noch Anerbietungen eines mehrfachen Werthes vermochten die Frau von ihrem Sinne abzubringen. Als Ambruogio nun sah, daß hier mit Gutem nichts auszurichten sey, so nahm er der Frau ein kleines Stück Landes, zog es in seine Begrenzung und legte seinen Lustgarten darauf an. Giornata VI. Nov. 2.

Die Wittwe weinte und wehklagte sehr und wandte sich an einen Franziskanermönch, welcher ihr Seelenrath war und zugleich ihr Leitstern in weltlichen Dingen. Der Mönch war der Frau geneigt und haßte den Ambruogio, weil er früher einmal sein Nebenbuhler gewe-

sen war. Deßhalb Tücke im Sinne hegend ermunterte er die Frau, ihre Sache nur auf ihn zu stellen, was sie treulich versprach, wie es denn überhaupt die Lebensregel der Weiber ist, sobald sie Wittwen werden, den Beystand der Mönche zu erwählen.

Nun erspähte der Mönch eines Tages, daß Herr Bernabo in sehr düstrer Gemüthsstimmung durch den Ort reite. Ungesäumt fiel er sammt der Wittwe dem Fürsten in die Zügel und sprach: o Gebieter, wir wissen, daß ihr die Wittwen und Waisen eueres Mitleides würdiget und bitten daher, es möge euch gefallen, diese Wittwe anzuhören. Herr Bernabo hielt das Pferd an, worauf die Frau weinend sprach: »mein Fürst, helft mir zum Rechte; Ambruogio, euer Höfling, hat mir gewaltsamer Weise ein Stück Landes entzogen.« Der Fürst wandte sich gegen seinen Schildknappen und sprach: erinnere mich daran, wenn wir zu Hofe seyn werden. Sobald, als er abgestiegen war, sandte er nach dem Ambruogio und fragte ihn, ob es wahr sey, daß er der Wittwe ein Stück Land genommen habe. Dieser bejahte es. Herr Bernabo ließ daher alle wieder aufsitzen, bestieg selbst sein Pferd und hieß den Ambruogio ihn begleiten, indem er sagte: ich will dieses Grundstück selbst besichtigen.

Am Orte angelangt, sprach er zum Ambruogio: sag', wo war vorher die Grenze? Ambruogio zeigte sie ihm. Der Fürst ließ hierauf Schaufel und Hacke

bringen und befahl dem Ambruogio, die alte Grenze aufzugraben. Dieser fängt an, die Erde aufzuwerfen und macht, da der Fürst ihm beständig auf den Fersen steht, endlich einen tiefen Graben. Als der Graben tief genug schien, ließ der Fürst jenen ohne Gnade mit dem Kopfe abwärts zum Grenzstein in die Grube pflanzen, gebot, ihn unangerührt stehen zu lassen und verfügte sich darauf nach Hofe zurück.

Dieser Vorfall machte großes Aufsehn und schadete dem Mönche, ja sogar dem Weibe, obgleich man diesem weniger Schuld gab. Nun geschah es, daß in eben dem Jahre zu Mayland ein Generalkapitel der Franziskaner gehalten werden sollte, auf welche Veranlassung die Mönche Herrn Bernabo beschickten und ihn bitten ließen, Gott zu ehren, ihrer Noth beyzuspringen, indem sie bey so zahlreicher Versammlung vieler Dinge bedürftig wären. Herr Bernabo erwiederte: gehet mit Gott; ich werde euch schon sagen lassen, was ich für euch zu thun gesonnen bin. Nicht lange nachher sandte er einen Hofnarren ins Kloster, der vor den im Kapitelsaale versammelten Mönchen ausrichten mußte: sein Herr werde ihren Bedürfnissen abzuhelfen suchen und vorzüglich für Weibsbilder sorgen, welches, wie er wohl wisse, ihr größtes Bedürfniß sey, indem die, welche sie an der Hand haben, bey so großem Zusammenflusse von Fremden nicht genügen möchten. Die Mönche sahen einander an und schwiegen. Nur jenem Pfäfflein, wel-

ches den Tod des Ambruogio veranlaßt hatte, gelüstete es, die Stimme zu erheben und zu sagen: qui de terra est, de terra loquitur.

Der Narr kehrte nach Hofe zurück und berichtete, als Herr Bernabo nach der Antwort fragte, daß Alle geschwiegen haben; nur ein einziges Münchlein habe gesagt: qui de terra etc. Herr Bernabo sandte unverzüglich nach diesem Mönche, ließ, ohne ihm nur ein Wort zu sagen, ein Eisen glühend machen und ihm von einem Ohre zum andern durch den Kopf brennen, damit er fernerhin des Hörens überhoben sey. Der Mönch lebte nur wenige Tage und starb, wie ein Verzweifelter. Niemand bemitleidete ihn, weil er den Tod des Ambruogio angestiftet hatte.

Der Gegenstand dieser Novelle findet sich, meines Wissens, in keinem der mayländischen Geschichtschreiber; Sacchetti (Nov. 188) erzählt von einem Ambrogino da Casale, welcher die Gunst Herrn Bernabo's in vollem Maaße genossen habe, doch ohne seine Todesart zu melden. Dahingegen liegt ein solcher Vorgang nicht außer dem Charakter des Zeitalters, vornehmlich dieses Fürsten und seines gesammten Hauses. Denn Bernardin Corio*),

*) L'historia di Milano. III P. ed. Ven. 1564. 4. p. 588. fg.

der freylich kein Augenzeuge ist, doch dafür in Beziehung auf das Haus der Visconti sine ira et studio schrieb, und nahe genug lebte, um ausser den geschriebenen Quellen auch örtliche Traditionen benutzen zu können, erzählt, wie folgt.

»Im Monath November des Jahres 1374 wandte sich Bernabo Visconte mit einer ungemessenen Wuth und Zornmüthigkeit, Affecte, welche oft ohne wichtige Veranlassung bey ihm einzutreten pflegten, zur Verfolgung derer, welche in den verflossenen vier Jahren Wildschweine und anderes Wildprett eingefangen hatten. Vielen dieser Unglücklichen ließ er, nach andern Quaalen, die Augen ausreißen und endlich den Tod geben; man sagt, daß dieses Schicksal mehr als Hundert betroffen habe. Die ungleich größere Anzahl derer, welche die Flucht ergriffen, bestrafte er durch Verbannung und Einziehung der Güter. Vielen Landleuten, welche die Abgaben nicht mehr erlegen konnten, ließ er ihre Wohnungen niederbrennen. Sogar, wer nur Wildprett gegessen hatte, verfiel in schwere Strafe und diese Verfolgung erstreckte sich bis auf die Gastwirthe in den Dörfern. Zwey Mönche, welche gegen diese Bedrückungen die Stimme erhoben, ließ er ohne Umstände verbrennen, indem er vorgab, sie haben ketzerische Grundsätze von neuer Art gelehrt.

Dieser ausschweifenden Lust an der Saujagd Genüge zu leisten, erließ er einen Befehl, durch welchen

bey Strafe des Galgens in der ganzen Ausdehnung seiner Herrschaft ohne Ansehn der Person jedermänniglich verboten wurde, Wildschweine einzufangen. Er unterhielt ferner fünftausend Jagdhunde und vertheilte den größten Theil derselben unter die Bürger, ja sogar unter die Landleute, welche keine andern, als die herrschaftlichen Hunde halten durften. Zweymal im Monath ward über diese Hunde Heerschau gehalten; waren sie mager, so wurde der Kostherr in eine schwere Geldstrafe verurtheilt; waren sie fett, so erfolgte ebenfalls eine Strafe; und starben sie, so verfielen die Güter ihres Kostherrn dem Fiscus. Die Aufseher dieser Hunde wurden deßhalb mehr gefürchtet, als die Statthalter des Fürsten selbst.«

Derselbe Schriftsteller erzählt später*) vom Großneffen Herrn Bernabo's, dem zweyten Herzog von Mayland Giovanni Maria, einiges, welches dem Gegenstande unserer Novelle noch ähnlicher ist.

»Als der zwölfjährige Sohn des Giovanni Pusterla (welcher früher schuldlos hingerichtet worden) vor den Herzog geführt wurde, ereignete sich folgender höchst wunderbare Zufall. Es waren nemlich Hunde losgelassen worden, welche das Kind zerreissen sollten. Obgleich nun das letztere sich auf die Erde warf und

*) P. IV. p. 699. sq.

den Herzog um Barmherzigkeit anflehte, so ward der Fürst doch nur um so blutgieriger und ließ einen höchstgrimmigen Hund, den man den Guercio nannte, darauf hetzen. Dieser Hund stand unter der Aufsicht des Squarcia Giramo, eines Menschen, der blutdürstiger war, als die Hunde selbst, und oftmals den Herzog anreizte, Menschen zerreißen zu lassen. Nachdem nun der Hundewärter den Hund losgelassen hatte, so beroch dieser das Kind und zog sich darauf zurück. Der Fürst aber gab nicht nach, drohte vielmehr dem Squarcia, ihn aufhängen zu lassen; dieser führte nun eine grimmige Hündin, die Sibillina genannt, heran, doch wollte sie das Kind, welches immerfort, Gnade, rief, ebenso wenig beschädigen. Allein Giovann Maria ward in seinem Grimme immer hartnäckiger und befahl endlich dem schändlichen Hundewärter, den unschuldigen Knaben zu tödten. Auch, nachdem dieser die ruchlose That vollzogen hatte, wollten die Hunde nicht von dem Blute kosten. Der Herzog fand aber an jener unerhörten Grausamkeit so viel Behagen, daß er sogar Nachts mit dem Giramo, dem Erfinder dieser Ruchlosigkeit, durch die Stadt zog, um die Menschen wie wilde Thiere zu jagen.

Auch ereignete sich's einmal, als er in Mayland umherging, daß er ein armes Weib laut jammern hörte. Es fand sich, daß sie weinte, weil sie den Leichnam ihres Gatten aus Armuth nicht bestatten konnte, indem

der Pfarrer sich weigerte, ihn vor Erlegung der Gebühren abholen zu lassen. Der Herzog ließ den Priester herbeyrufen, begleitete den Leichnam des armen Mannes in die Kirche und hörte das Todtenamt mit an. Unterdessen hatte er ein tiefes Grab machen lassen, und ließ nun den Priester zuerst, über ihn aber den Leichnam hinein legen, und beide zusammen beerdigen.«

Es gewährt dem Gefühl eine gewisse Genugthuung, mit den voranstehenden, leider nicht vereinzelten Beyspielen des blutdürstigen Wahnsinnes mittelalterlicher Usurpatoren das großmüthige Benehmen des Fürsten von Camerino zu vergleichen, welches Sacchetti uns oben erzählt hat. Ueberhaupt handelten die Lehensfürsten der Romagna, vielleicht weil ihre Herrschaft den Anschein rechtlicher Begründung trug, viel seltner, als die städtischen Usurpatoren der Lombardey, nach den Eingebungen der Laune und Leidenschaft. Sogar, wann sie veranlaßt wurden, hart zu seyn, befolgten sie noch gewisse Grundsätze von Ehre, Recht, oder Staatsvortheil, wie wir in der nachfolgenden Erzählung des Ser Giovanni sehn werden, welche, von der dichterischen Ausgestaltung abgesehn, viele Zeichen einer umständlichen Gewißheit an sich trägt und zuverlässiger seyn mag, als die vorangehende.

Herr

Novelle.

Herr Galeotto Malatesti, Fürst zu Rimini, war ein kluger und umsichtiger Herr, führte einen anständigen Aufwand und wußte in Allem seinen Stand wohl zu behaupten. Er hatte eine bereits verwittwete Nichte, Namens Costanza, die Tochter des weyland Malatesta Ungero de'Malatesti, welcher ebenfalls ein krieggeübter, weltkundiger Ritter gewesen war. Frau Costanza hielt zu Rimini einen ansehnlichen Hof und war umgeben von Frauen, Jungfrauen und Wappenknechten, wie es einer so wohlgeborenen Frauen geziemte. Man erzeigte ihr schon um Herrn Galeotto's willen große Ehre; auch besaß sie Alles, was ihr Vater und Gatte hinterlassen hatten, so daß in ganz Romagna, in Toscana und in der Mark Ancona keine Frau zu finden war, welche an Reichthum und Glanz mit ihr verglichen werden konnte. Sie hatte Ueberfluß an Allem, was sie mit Ehren nur begehren mochte, denn sie war jung, schön, gesittet, reich, von edler Herkunft, und schien auch ihre Neigungen bemeistern zu können. Daher waren ihr auch alle Menschen geneigt, und Herr Galeotto hoffte, dereinst durch ihre Hand ein ehrenvoll und vortheilhaftes Bündniß anzuknüpfen.

Nun hatte Herr Galeotto einen Kriegsmann in Sold, der Hauptmann über funfzig Lanzknechte war, Ormanno genannt wurde und aus einem Orte in Oberdeutschland herstammte, welcher Cham heißt. Dieser hatte

Brüder und Vettern, welche Ritter und alte Edelleute waren, und sein Aeußeres verrieth auf den ersten Blick ein edles Herkommen, denn er war höflich, gesittet und von gewandtem, rüstigem Anstand, weßhalb Herr Galeotto ihn werth hielt. Nun ereignete es sich, daß Ormanno einmal am Palaste der Costanza vorüberging, als sie gerade am Fenster stand; und da ihre Augen zufällig zusammentrafen, so entzündete sich sein Herz in Liebe für sie, was die Dame sehr bald wahrnahm und erwiederte. Ihre Neigung wuchs aber so sehr, daß sie einander reiche Geschenke zusandten und Gelegenheit suchten und fanden, einander zu sehn und zu sprechen. Doch wußten sie ihre Leidenschaft nicht zu verbergen, noch mit Vorsicht zu handeln, denn die Liebe ist blind und der Argwohn wachsam. Es ward daher Herrn Galeotto offenbart, daß Ormann zu wenig ziemlichen Stunden in dem Hause der Dame gesehn werde; doch wollte er es nicht glauben.

Es war damals gerade, nach dem Abscheiden Gregors XI., ein neuer Pabst, Urban VI., erwählt worden, weßhalb Herr Galeotto, als ein gehorsamer Sohn der Kirche, den neuen Pabst persönlich zu verehren gesinnt war. Doch, ehe er aufbrach, sandte er nach Ormanno und sagte ihm folgende Worte: Man hat mir zugeraunt, daß du im Hause meiner Nichte Costanza verkehrest. Ich glaube es nicht, doch bitte ich dich, du mögest dich also verhalten, daß mir davon nichts wei-

ter zu Ohren komme. Ormanno erwiederte: mein Fürst, das ist unwahr, wie ihr noch entdecken werdet, und wer es euch gesagt hat, hegte die Absicht, mir eure Gunst zu entziehn. Aber ich bin bereit, ihm die Lüge mit meinen Waffen zu beweisen. Und also läugnete er Alles. Galeotto erwiederte darauf: »Ormanno, du bist nicht auf den Kopf gefallen und hast mich verstanden. Ich sage dir weiter nichts, als daß ich dir den Befehl über mein Kriegsvolk übergebe, und daß du mir mein Rimini behüten sollst, bis ich von Rom zurückkehre. Betrage dich nun so, daß bey meiner Rückkehr kein Grund da sey, dir Vorwürfe zu machen.« Ormanno sprach, mein Fürst, es geschehe, wie ihr geboten.

Herr Galeotto brach auf, den Pabst zu besuchen, und ließ, wie gesagt, Ormanno als Befehlshaber zurück. Dieser war seiner Leidenschaft nicht mehr Meister und fuhr fort, der Warnung seines Herrn uneingedenk, die Dame zu besuchen. Unter andern Geschenken empfing er von der Dame auch einen silbernen Gürtel. Als Herr Galeotto nun zurückkehrte, ward ihm dieß alles berichtet und nicht verschwiegen, daß die halbe Stadt davon wisse. Der Fürst ließ beide insgeheim beobachten, um der Wahrheit gewiß zu werden. Ormanno, der davon nichts ahnete, ging eine Nacht in das Haus seiner Dame, was der Späher ohne Verzug Herrn Galeotto berichtete. Unmittelbar darauf ließ der Fürst das Haus von seiner Leibwache umgeben, und

gebot den Soldaten bey Lebensstrafe, den Ormanno nicht herauszulassen. Alsdann berief er seine Vertrautesten und ging mit ihnen über den Vorfall zu Rathe, wo denn der eine dieses, der andere jenes vorbrachte. Gegen Morgen, als Ormanno das Haus verlassen wollte, erblickte er die Wache, welche das Haus umgab, ging zur Dame zurück und sagte es ihr. Die Frau stand auf, ging an das Fenster und sprach: »was giebt es da? schämt ihr euch nicht, mir das Haus zu umstellen?« Diese Worte brachten ihr den Tod, denn, hätte man sie nicht am Fenster gesehn, so wäre sie auch nicht umgebracht worden, weil Herr Galeotto schon den Entschluß gefaßt hatte, die Ehre der Dame zu retten, und ihrer Kammerfrauen eine die Schuld büßen zu lassen. Allein da man ihm meldete, sie sey an's Fenster gekommen und habe die angeführten Worte gesprochen, so änderte er klug und besonnen seinen Entschluß, rief einen Häuptling seiner Fußknechte herbey und sprach zu ihm: geh ins Haus meiner Nichte, wo du Ormanno und die Costanza antreffen wirst, hau' sie mir beide unverzüglich nieder. Dieser Häuptling, welcher Santolino von Faenza hieß, erwiederte: mein Fürst, ihn will ich wohl umbringen, aber sie nicht; denn, mit euerer Gunst, es ist mir unmöglich, das Blut der Malatesti zu verschütten. Herr Galeotto sprach darauf: so thue es ihm, und ließ sobald, als Santolino aufgebrochen war, einen andern Häuptling rufen, dem er sagte: geh hin und

tödte meine Nichte Costanza. Dieser antwortete sogleich: mein Fürst, wie ihr befehlt, und eilte nach dem Hause der Costanza.

Als Santolino ankam, fragte ihn die Dame nach seinem Begehren. Er sprach: edle Frau, öffnet mir die Thüre, ich komme vom Fürsten, euch eine Botschaft auszurichten. Als die Dame ihn eingelassen hatte, fragte Santolino: wo ist Ormanno? Die Frau stellte sich unwissend, Santolino sprach aber: nur kurz, der Fürst weiß, daß er hier ist, und sendet mich mit einer Botschaft zu ihm; macht also fort, damit nicht Schlimmeres daraus entstehe. Die Dame sagte darauf: du weißt doch, daß bey mir keine Mannsbilder verweilen dürfen. Santolino aber: wenn ihr mir nicht Bescheid gebt, so wird es euch noch gereuen. Als die Frau ihn so reden hörte, so sagte sie ihm, wo jener sich aufhalte. Santolino begab sich dahin und sprach: Ormanno, ich habe dir etwas auszurichten. Ormanno erwiederte: sprich. Santolino darauf: es ist etwas Geheimes, laß uns an die Seite gehn. Als sie nun in ein Kämmerlein gegangen waren, hub Santolino an: Ormanno, du mußt sterben, das ist nun einmal fest beschlossen. Ormanno, dem der Muth sank, sprach: giebt es denn keine Rettung mehr? Santolino erwiederte: keine; es ist unwandelbar beschlossen. Da fiel Ormanno auf die Kniee, erhob die Hände zum Himmel, beugte sich darauf und nahm etwas Erde in den Mund; endlich legte er die

Hände vor die Augen, um seinen Tod nicht zu sehn, und neigte den Kopf zur Erde. Alsbald ergriff Santolino das Schwerdt und streckte ihn augenblicklich zu seinen Füßen nieder.

Als der andere Häuptling, welcher die Dame tödten sollte, in ihrem Gemache anlangte, sprach er: edle Frau, der Herr sendet mich, euch eine Botschaft auszurichten. Die Dame erwiederte bebend: sprich, was dir geheissen ist. Er sagte darauf: laßt euere Kammerfrauen abtreten. Die Frau befahl ihnen, das Zimmer zu verlassen, worauf jener die Thüre verschloß, die Hand an's Schwerdt legte und sprach: edle Frau, ihr müßt sterben. Die Dame erhob ein klägliches Geschrey und versuchte zu entfliehen. Er aber: gebt nur alle Versuche auf, denn der Fürst hat euern Tod beschlossen und Niemand, als Gott, kann euch erretten. Was, sprach die Dame, will der Fürst gegen sein eigenes Blut wüthen? Aber der Häuptling sagte: machet zu, daß wir fertig werden. Und du, sprach die Frau, würdest wagen, an Herrn Ungero's Tochter die Hand zu legen? Jener antwortete: verzeiht, ich muß des Herrn Befehle vollziehn. Und die Frau: giebt es denn kein Mittel mehr, mich zu retten?

Die Dame warf sich darauf vor einem Frauenbilde nieder und sprach: wenn mein großherziger, tapferer Vater noch lebte, so würde ich dieses niedrigen und schmähligen Todes nicht sterben. Meine Seele befehle

ich in deine Hände, o süße Jungfrau Maria, auch die des tapfern Mannes, der meinetwillen so großen Schmerz und bittern Tod erleidet. Auch bitte ich dich, du Mutter der Gnaden, mir in diesem niedrigen, schmählichen Tode Standhaftigkeit zu verleihn, damit ich ihn geduldig ertrage und die Martyrkrone erlange. Ach, ich habe in dieser Welt wenig Glück genossen! Darauf wendete sie sich zu dem, der das bloße Schwerdt über sie gezückt hielt: da mein Leichtsinn mich so weit gebracht hat, so habe doch eine kurze Geduld und erbarme dich meiner nur so lange, daß ich die heilige Jungfrau zehnmal begrüßen kann. Jener sagte verdrossen: betet, aber machet fort. Während sie nun unter tausend Thränen zur Jungfrau flehete, blickte sie immerfort, wie außer sich selbst, seitwärts nach dem Schwerdte des Söldners. Als sie nun einige Gebete hergesagt hatte, fiel jener ein: habt ihr ausgebetet? Noch nicht, erwiederte die Frau. Er aber: wie, noch nicht? in der Zeit hätte ich ihrer zwanzig hergesagt. Die Frau rief hierauf: unglückseelige Costanza, wohin kommt es mit dir! O blinde Liebe, weßhalb hast du mich verrathen, weßhalb sendest du mich so schmachvoll fort aus dieser Welt! Da es aber jenem zu lange währte, sprach er: sagt Ave Maria. Sie sprach inbrünstig: Ave Maria, Ave Maria! Und während sie sprach, erhob er das Schwerdt und erschlug sie, daß sie todt zu seinen Füßen niederfiel.

Der Fürst ließ die Leichname dieser Unglücklichen in einen Sack stecken und ins Meer werfen. Darauf ließ er Alle, denen Ormanno schuldig war, befriedigen und verabschiedete sein Geschwader.

Diese Handlung des Herrn Galeotto ward von einigen gebilligt, von andern bitter getadelt.

Funfzehntes Jahrhundert.

Aus der ersten Hälfte dieses Zeitraumes finden sich, meines Wissens, keine Sammlungen von Novellen, welche mit denen des Boccaz, des Sacchetti oder des Ser Giovanni verglichen werden könnten, vielmehr nur vereinzelte, ziemlich ausgedehnte Erzählungen wie jene, welche verschiedenen Ausgaben der hundert alten Novellen angehängt worden sind. Aus diesen vier längeren Erzählungen habe ich den Schwank des Brunellesco ausgehoben, welcher auch besonders abgedruckt worden ist und aus einer guten Handschrift des Magliabecchiana noch verbessert werden könnte. Dieser Schwank wird von dem Anstifter selbst erzählt, wie aus dem Schlusse ziemlich unwidersprechlich erhellet. Zudem schildert er das gesellige Leben der Florentiner jener Zeit mit einer so großen Anschaulichkeit, daß man hineinblicken kann, wie in ein gelungenes Bild. Die Elemente der florentinischen Geselligkeit, welche die früher mitgetheilte Erzählung vom Gastmahl des Gallina nur andeutet, erscheinen in dieser Novelle schon ungleich mehr verarbeitet und ausgebildet. Wie dort, so verbindet auch hier ein ge-

meinschaftlicher Lebensgenuß Geburt und Reichthum mit Geist und Talent, wäre letzteres auch ganz untergeordneter Art; doch ist es nicht mehr, wie dort, ein zufälliges Zusammentreffen; die Geselligkeit hat schon eine regelmäßige Form angenommen. Es läßt sich denken, daß ein solches Beysammenleben verschiedenartig gebildeter Menschen, durch bürgerliche Gleichheit und südlichen Himmel getragen, einen ganz eigenthümlichen Reiz gewährt haben muß. Gewiß hat es beygetragen, jene Beweglichkeit und Vielseitigkeit des Geistes auszubilden, welche die damaligen Florentiner vor ihren Zeitgenossen auszeichnete.

In jenen vier Novellen des Anhangs zu den hundert alten, eben wie in dem Schwanke des Lorenzo Medici, den ich unten aus dem Lasca mittheilen werde, zeigt sich eine auffallende Abweichung vom Mittelalterlichen, eine modernere Manier und Richtung. Sacchetti z. B. erzählt uns zufällige Ereignisse, treffende Einfälle, lächerliche Albernheiten und Unarten; dahingegen schildern die Novellen des funfzehnten und folgenden Jahrhundertes größerentheils berechnete, nicht selten etwas weitschweifig angelegte Betrügereyen und Scherze. Die älteren Novellen verhalten sich daher zu den neueren, etwa wie die schlichte Aufzeichnung der Begebenheiten in alten Annalisten zur überlegten, planmäßigen Darstellung der Geschichte, welche seit Leonhard Bruni in Italien jene ältere Manier allmählich verdrängt hat.

Auffallend ist dahingegen, daß die sienesischen Novellisten, welche sämmtlich erst nach der Mitte des funfzehnten Jahrhundertes geschrieben haben, zwar in der Manier modern sind, doch in der Auffassung des Lebens dem Mittelalter näher stehn, sogar als Boccaz und Sacchetti. Mit Ausnahme des Bargagli *) ist freylich nur eine Probe **) sienesischer Novellen im Drucke erschienen. Doch ergiebt sich sogar aus dieser kargen Probe eine gewisse Ritterlichkeit der Gesinnung, welche auffallend gegen die nackte Bürgerlichkeit der florentinischen Novellen absticht. Bey diesen sind Züge des gesunden Menschenverstandes, der Klugheit und Uebervortheilung vorherrschend; in der Liebe kommt sinnlicher Genuß und häuslicher Vortheil allein in Betrachtung. Bei jenen sind die Lieblingsgegenstände: zarte, schmachtende Liebe, großmüthige Aufopferung der Güter des Lebens, ja des Lebens selbst. Aus dieser Vorliebe erklärt es sich, daß die Erzählung des Montanini und Salimbeni, welche zuerst in einer alten sienischen Chronik (abgedruckt bey Muratori) vorkommt, späterhin von Bandello und zuletzt von Sismondi abgekürzt worden ist, auch von zwey sienesischen Novellisten des funfzehn-

*) I trattenimenti di Scipione Bargagli etc. Ven. Giunti. 1587. 4.

**) Novelle di autori Senesi. T. II. Londra 1796. 8., und migliori novellatori Italiani.

ten Jahrhundertes, dem Sermini und Ilicini, neu bearbeitet wurde. Diese und ähnliche Erzählungen, unter denen die Liebe des Ippolito Saracini zur Cangenova de 'Salimbeni, bey Bargagli, besonders hervorsticht, wurden freylich poetisch ausgebildet und können nicht geradehin für historische Novellen gelten. Doch darf man vermuthen, daß ihnen wirkliche Ereignisse zum Grunde liegen, weil es nicht wahrscheinlich ist, daß man reine Erdichtungen auf die bekanntesten Familiennamen der Stadt würde bezogen haben.

Die Veranlassung einer so großen Verschiedenheit der Lebensansicht bey den Einwohnern zweyer benachbarten und lange Zeit hindurch engverbündeten Städte muß, wie es scheint, in Verschiedenheiten der bürgerlichen Verhältnisse der einen und der andern Stadt ihren Sitz haben. Freylich erfolgte in Siena, eben wie in Florenz, nach dem entschiedenen Siege der guelfischen Parthey die Ausschließung des Adels von öffentlichen Aemtern, die Aufhebung oder Beschränkung seiner Lehensherrschaften, endlich seine gänzliche Unterwerfung unter die städtischen Gesetze und Sitten. Doch ward der sienesische Adel zu keiner Zeit so feindselig behandelt oder so tief gebeugt, wie der florentinische, dessen Elend wir oben aus Sacchetti und Villani kennen gelernt haben. Daher ward es später dem Pabste Pius II., der selbst aus einem alten sienesischen Geschlechte abstammte, nicht gerade schwierig, dem Adel von neuem einigen An-

theil an den Staatsgeschäften auszuwirken und hiedurch zu der letzten, ganz aristokratischen Regierungsform des sienesischen Freystaates den ersten Grund zu legen. Nehmen wir hinzu, daß viele sienesische Novellisten aus edlen Geschlechtern abstammten, mithin das Interesse, wie die Ansichten des Adels theilen; daß sie schrieben, als der Adel bereits dahin streben durfte, eine neue Oligarchie im Staate zu begründen, zum Theil, als diese schon gegründet war: so wird uns das ritterliche Princip in den sienesischen Novellen nicht weiter befremden, aber zugleich zum Beweise dienen können, daß die Novellen, selbst wo ihnen die historische Treue abgeht, doch, als Spiegel der Gesinnung und Ansicht einer Zeit oder Gegend, noch immer die Geschichte aufhellen.

Die Novellen des Giraldo Giraldi und den Novellino des Masuccio Salernitano, welche beide um das Ende unseres Jahrhunderts entstanden sind, habe ich nach reiflicher Ueberlegung von dieser Auswahl ausgeschlossen. Sinnliche Ausschweifungen, die gewöhnlichsten Gegenstände ihrer Darstellung, können nicht wohl als das Bezeichnende eines bestimmten Zeitalters betrachtet werden; ihre Verspottung der Geistlichkeit ist aber mehr bösartig, als lehrreich, und die dahin gehenden Anecdoten sind nicht einmal durchaus originell. Masuccio z. B. entlehnt den Gegenstand seiner dritten Novelle aus der Novelle 207 des Franco Sacchetti.

Die wichtigste Erzählung des Giraldi ist in der sechsten Novelle enthalten. Ein Theil der darin handelnden Personen kommt auch im Decameron vor (Nov. VII. Giornata X.) und beide, Boccaz und Giraldi, haben den Gegenstand und sogar den Ton ihrer Erzählungen höchstwahrscheinlich aus einem Novellisten entlehnt, der mit den hundert alten Novellen beynahe gleichzeitig, aber verloren ist.

I. Schwank des Brunellesco.

Eines Sonntagabends im Jahre 1409 feyerte man zu Florenz, nach Landesart, ein fröhliches Nachtessen im Hause eines florentinischen Edlen, des Tomaso de 'Pecori. Dieser war ein braver, gutartiger und lebensfroher Mann, der die Geselligkeit liebte. Als man nun gespeist hatte, und, um das Feuer versammelt, von allerley Dingen redete, wie es bey solchen Gelegenheiten üblich ist, sagte einer: »was hat es auf sich, daß Manetto Adamantini heut' Abends nicht hat kommen wollen. Wir haben ihm alle zugeredet, er war aber nicht zu bewegen.« Der genannte Manetto war ein Bildschnitzer und Holzarbeiter und hatte dazumal seine Werkstätte der Johanniskirche gegenüber. Er galt für einen vortrefflichen Meister in ausgelegter Arbeit und machte auch kunstreiche Rahmen um Kirchenbilder. Uebrigens war er ein annehmlicher Geselle und von Hause

aus mehr arglos, als schlau. Weil er stark und groß war, so nannte man ihn den Grasso, d. i. den Feisten, und er pflegte sich oft in obiger Gesellschaft einzufinden, welche aus lauter fröhlichen Leuten bestand, die sich's wohl seyn ließen. Doch an jenem Abend hatte er, alles Andringens ungeachtet, nicht kommen wollen, etwa weil er sonst zu thun hatte, doch wohl eher aus leidiger Grillenfängerey, die bey ihm nichts Fremdes war.

Als jene eine Weile darüber Rath gehalten, und keinen andern Beweggrund entdecken konnten, so beschlossen sie einmüthig, daß der Grasso aus bloßer Launenhaftigkeit nicht habe kommen wollen, was sie nicht wenig verdroß. Jener erste, welcher das Gespräch aufgebracht hatte, sagte deßhalb: »Wir müssen ihm einen Streich spielen, damit er die Lust verliere, uns seiner Grillen wegen im Stich zu lassen.« »Was sollten wir ihm thun können, sagte ein anderer, etwa ihm eine Mahlzeit auflegen, oder ähnliche Thorheiten?« Unter diesen Genossen war einer Namens Filippo di Ser Brunellesco, der seiner Kunst willen aller Welt bekannt ist.

Dieser kannte den Grasso von Grund aus, weil er viel mit ihm umging; er begann daher nach einigem Nachdenken: »Gesellen, wenn ihr wollt, so unternehme ich's, dem Grasso einen Streich zu spielen, der uns Allen große Lust schaffen soll. Und das, was ich im Schilde führe, ist nichts Geringeres, als ihn glauben

zu machen, er sey in einen andern verwandelt.« Die Uebrigen zweifelten an der Ausführbarkeit. Aber Filippo, der ein spitzfündiger Kopf war, machte ihnen die Sache so klar, daß sie nicht länger daran zweifeln konnten Es wurde hierauf festgesetzt, was jeder Einzelne thun und reden solle, um den Grasso glauben zu machen, er sey nicht mehr er selbst, sondern ein gewisser Matteo, welcher ebenfalls zu ihrer Gesellschaft gehörte.

Den Anfang machte man damit, daß Brunellesco, der näher mit ihm bekannt war, als die übrigen, gegen Feyerabend zum Grasso in die Bude ging. Als er dort eine Weile geplaudert hatte, kam ein Knabe ganz ausser Athem angelaufen, und fragte: »verkehrt hier wohl Filippo di Ser Brunellesco? Oder wäre er vielleicht gar da?« Filippo trat dem gleich entgegen, gab sich kund und fragte nach seinem Begehren. Der Knabe sprach; wie ihm aufgetragen war: »kommt eilig nach Hause, denn vor zwey Stunden hat euere Mutter der Schlag gerührt und es ist nur noch wenig Leben in ihr.« Filippo sprach, »Gott steh' mir bey!« stellte sich sehr betroffen und eilfertig aufzubrechen. Der Grasso sagte ihm darauf sehr freundschaftlich: »ich will mit dir gehen; du könntest meiner bedürfen. Das sind Fälle, in denen man seiner Freunde nicht zu schonen braucht.« Filippo dankte ihm und sprach: »für jetzt laß mich allein gehen; wenn Noth eintritt, so will ich dich rufen lassen.«

Im Weggehen stellte sich Filippo, als gehe er heim. Doch sobald er um die Ecke gekommen war, wandte er um und ging gerade nach dem Hause des Grasso, welches der Domkirche gegenüber lag, öffnete die Thüre mit einem Messer, denn damit wußte er wohl umzugehn, ging ins Haus und schob drinnen den Riegel vor, daß Niemand hinein kommen konnte.

Der Grasso hielt mit seiner Mutter Haus. Diese war gerade draussen auf ihrem Gütchen, um die große Wäsche zu halten, und sollte nun bald heimkehren.

Der Grasso schloß endlich seine Werkstätte ab, ging, wie er's gewohnt war, ein Paarmal den Domplatz auf und ab und dachte dabey meist an Filippo's Leidwesen und an den Unfall seiner Mutter. Als mittlerweile die Nacht hereinbrach, so murmelte er für sich hin: »Nun, Filippo muß meiner für heute nicht mehr bedürfen, da er nicht nach mir geschickt hat;« und damit beschloß er, nach Hause zu gehn. Wie er an die Thüre kam, zu welcher zwey Stufen führten, wollte er aufschließen, wie sonst, und merkte erst, nachdem er's mehrmal vergeblich versucht hatte, daß die Thüre von innen verriegelt war. Er klopfte nun an und rief: macht auf! denn er meinte, die Mutter sey vom Lande hereingekommen und habe die Thüre von innen abgeschlossen. Filippo, der drinnen war, rief die Treppe herunter: wer ist da drunten? und ahmte dabey die Stimme des Grasso nach. Der Grasso antwortete: »mach mir auf!« Fi-

lippo stellte sich darauf, als wenn er jenen für den Matteo hielte, von dem schon die Rede war, und sprach: »o Matteo, laß mich gehn; ich habe nicht Zeit. Eben war Filippo di Ser Brunellesco bey mir im Laden und da brachte man ihm Botschaft, daß seine Mutter auf den Tod liegt, und das verdirbt mir nun den ganzen Abend.« Und, indem er sich ins Haus hineinwendete, fuhr er fort: »Frau Johanne (denn so hieß die Mutter des Grasso), macht, daß ich zu essen bekomme. Es ist ärgerlich, daß ihr erst so lange ausbleibt, und dann so spät Abends nach Hause kommt.« Und so sprach er noch mehr mürrische Worte, indem er dabey immerfort die Stimme des Grasso nachahmte.

Als der Grasso so mit seiner leibhaftigen Stimme im Hause herum schelten hörte, sagte er bey sich selbst: »was will das sagen? Der da droben thut ja, als wenn ich es selbst wäre; sagt, daß Filippo bey mir im Laden war, als man ihm die Botschaft brachte, daß seine Mutter erkrankt sey, und überdieß schilt er mit Frau Hanna, als wenn er in das Haus gehörte. Ich muß fürwahr den Kopf verloren haben.« In diesen Gedanken stieg er die Stufen herab auf die Straße, wo ihm alsbald Donatello, ein Bildhauer, begegnete, der ebenfalls mit dem Grasso befreundet war. Der sagte ihm im Vorbeygehen: »guten Abend Matteo; suchst du den Grasso? Er ging eben ins Haus hinein.« Und nach diesen Worten entfernte er sich eilig.

War Grasso schon vorher stutzig gewesen, so ward er nun erst vollends verwirrt, als Donatello ihn Matteo nannte. Er schleppte sich auf den Domplatz und dachte bey sich selbst, ich will hier so lange verweilen, bis einer kommt, der mich kennt. Während er nun für sich hinbrütete, da kamen, wie es angestellt war, vier Schergen des Handelsgerichtes mit dem Notar des Richters, und noch einer, der von jenem Matteo Geld zu fordern hatte. Dieser letztere sah dem Grasso unter die Mütze und wandte sich dann gegen den Notar und die Schergen, indem er sprach: nehmt den da fest; der ist mein Schuldner. So lange bin ich dir nachgelaufen, bis ich dich endlich erwischt habe.« Die Schergen und der Notar verhafteten ihn sogleich und machten Anstalt, ihn abzuführen.

Der Grasso wandte sich zu dem, der ihn fahen ließ, und sagte: »was habe ich mit dir zu schaffen, daß du mich verhaften lässest? Sag' ihnen, daß sie mich loslassen, denn du hast dich vergriffen. Hüte dich, mir so um nichts und wieder nichts solche Schmach anzuthun.«

Der andere kam näher und sagte, als er ihn noch einmal aufmerksam betrachtet hatte: »Ey ja, ich sollte meinen Schuldner Matteo nicht kennen! ich habe dich in meinem Buche und den Haftbrief habe ich schon seit einem Jahre in Händen. Es macht dir wohl eine schöne Ehre, dich zu verläugnen; aber mit solchem Vorgeben bin ich noch lange nicht bezahlt. Führt ihn nur ab.

Wir werden schon sehn, ob du's selber bist.« Darauf führten sie ihn unter tausend Stichelreden in das Schuldgefängniß. Da es gerade Essenszeit war, so stießen sie weder unterweges, noch am Orte selbst auf irgend jemand, der ihn gekannt hätte. Als sie angelangt waren, schrieb der Notar seinen neuen Verhafteten als Matteo in's Buch. Die andern Gefangenen, welche das Gerede von ferne mit angehört hatten und ihn nicht weiter kannten, begrüßten ihn, als er zu ihnen hereintrat: »guten Abend Matteo; was führt dich hieher?« Als Grasso von allen diesen Leuten sich Matteo nennen hörte, so begann er zu glauben, daß er wirklich Matteo sey, erwiederte ihren Gruß und sprach: »ich soll Einem Geld bezahlen, der mich hat festnehmen lassen. Aber morgen früh will ich mich bey Zeiten los machen.« Die Gefangenen sagten: »schon gut; wir sind gerade beym Nachtessen; iß mit uns und morgen früh wirst du's abmachen. Wisse jedoch, daß man hier immer länger verweilt, als man wünscht.«

Als Grasso mit ihnen gegessen hatte, borgte ihm einer das Vordertheil seiner Schlafstelle und sprach dabey: »behilf dich diese Nacht so gut, als du kannst. Morgen früh, kommst du heraus, desto besser; wo nicht, so laß dir aus deinem Hause etwas Bettgeräthe holen. »Grasso dankte ihm und richtete sich zum Schlafen ein so gut, als es ging, vertiefte sich aber in die Betrachtung seiner Lage, indem er bey sich selbst sagte:

»wenn ich nicht mehr der Grasso, sondern Matteo bin, wie ich nun fast glauben muß, so werde ich ausgelacht und für toll gehalten, wenn ich nach dem Hause meiner Mutter schicke. Und von der andern Seite scheint es mir doch, daß ich der Grasso sey.« Und auf diese Weise hin und her schwankend in dem Zweifel, ob er Matteo oder Grasso sey, verging ihm die Nacht und der Morgen kam heran. Er stand alsbald auf und begab sich ans Fenster des Gefängnisses, in der Hoffnung, daß einer seiner Bekannten vorbeygehn werde.

Wie er so am Fenster stand, trat Giovanni Ruccellai in den Gerichtshof; ein junger Mann, der auch zu der Gesellschaft gehörte und an jenem Abendessen Theil genommen hatte. Dieser kannte den Grasso sehr wohl und da er gerade bey ihm einen Rahmen machen ließ, so hatte er nur Tages zuvor eine Weile der Arbeit zugesehn, und jenem das Versprechen abgedrungen, das Stück heute fertig zu liefern. Als dieser nun in den Gerichtshof eintrat, warf er einen Blick durch die Thüre, welche auf das Gitterfenster geht, an dem der Grasso stand. Der da blickte dem Ruccellai freundlich und bekannt ins Gesicht und lächelte dabey etwas albern. Ruccellai maaß ihn mit den Augen, als wenn er ihn nie gesehn hätte, und sprach: »was lachst du, Geselle?« Da es dem Grasso nun schien, daß jener ihn nicht kenne, so sagte er ausweichend: »o, über nichts. Doch sagt mir, kenntet ihr wohl einen, der Grasso heißt und

hinter der Johanniskirche wohnt und eingelegte Arbeit macht.« »Ob ich ihn kenne, erwiederte Ruccellai; er ist mein genauer Freund, und ich bin gerade auf dem Wege, ihn aufzusuchen, weil er mir ein Stück Arbeit macht, das heute fertig wird.« Der Grasso sagte darauf: »o, weil ihr doch zu ihm geht, so thut mir den Gefallen, und sagt ihm, daß einer seiner Freunde hier im Gefängniß ist und sehr begehrt, mit ihm ein Wort zu reden.« Giovanni Ruccellai erwiederte: »ich will's ihm recht gerne ausrichten,« und ging, wohin ihn sein Weg führte.

Der Grasso dachte bey sich selbst: »nunmehr kann ich gewiß seyn, daß ich nicht mehr Grasso, vielmehr Matteo bin. Ach welch' ein Schicksal! Wenn ich es sage, so hält man mich für toll und die Kinder laufen mir auf der Gasse nach. Und wenn ich's nicht sage, so können daraus viel hundert Mißverständnisse entspringen, wie am gestrigen Abend, da ich verhaftet wurde; so daß ich auf alle Weise übel dran bin. Aber, wenn der Grasso kommen sollte, so will ich ihm Alles sagen, und dann wollen wir schon sehn, was zu machen ist.« Als er nun eine Weile vergebens gewartet hatte und gesehn, daß Niemand kam, so verließ er das Fenster, etwa, um den übrigen Gefangenen Platz zu machen.

In eben dieser Haft befand sich damals gerade ein sehr aufgeweckter Rechtsgelehrte, dessen Namen wir aus Ehrbarkeit verschweigen wollen. Dieser setzte sich vor,

den Grasso aufzuheitern und, weil er ihn nicht kannte und vielleicht glaubte, er sey wirklich Schulden halber verhaftet worden, sprach er zu ihm: »Nun Matteo, du bist so trübsinnig, als wenn es dir ans Leben ginge, und nach dem, was du selbst sagst, ist es ja nur eine kleine Schuld. Man muß sich nicht sogleich sinken lassen. Weßhalb beschickst du nicht deine Freunde oder Verwandte, und suchst deinen Gläubiger zu bezahlen oder dich mit ihm zu vergleichen, damit du frey kommest. Gieb dich doch nicht dem Schwermuth so gänzlich hin.«

Grasso, als er jenen so liebreich reden hörte, beschloß, ihm seinen Fall anzuvertrauen, zog ihn in einen Winkel des Gefängnisses und sprach: »werther Herr, wenn ihr mich nicht kennen solltet, so kenne ich doch euch und weiß, daß ihr ein kluger Mann seyd. Und deßhalb will ich euch die Ursache meiner Bekümmerniß anvertrauen; denn glaubt nicht, daß ich einer kleinen Schuld willen so betrübt seyn würde, ich habe ganz Anderes im Kopfe.« Hierauf begann er seine Geschichte von vorn herein und erzählte ihm Alles in der weinerlichsten Stimmung von der Welt. Endlich bat er ihn um zwey Dinge: sein Geheimniß an Niemand zu verrathen und ihm guten Rath zu ertheilen, indem er hinzufügte: »ich weiß, daß ihr in alten Geschichten bewandert seyd; habt ihr je darin etwas Aehnliches angetroffen?«

Während der welterfahrne Richter ihn anhörte,

dachte er bey sich selbst: entweder ist dieser verrückt, oder man hat ihn zum Besten. Er antwortete daher, ohne sich zu besinnen, es sey ihm solches schon in Büchern vorgekommen, es wäre keinesweges ein unerhörter Vorfall. Aber, sagte Grasso, erklärt mir, wenn ich denn Matteo geworden bin, was ward denn aus dem Matteo?« Der Richter erwiederte: »er ist unfehlbar der Grasso geworden.« Hierauf sprach Grasso: »ich möchte ihn nur einmal sehn, um daraus völlig klug zu werden.«

Ueber diesen Reden verstrich die Zeit und es war beynahe schon die Vesperstunde, als zwey Brüder des Matteo in den Gerichtshof eintraten und den Notar fragten, ob ihr Bruder Matteo dort in Haft sitze und wie viel er schuldig sey; sie wären seine Brüder und wollten für ihn bezahlen, damit er los komme. Der Notar wußte um den ganzen Handel, denn er war ein vertrauter Freund des Tomaso Pecori; er stellte sich daher, als schlage er das Buch auf, und sagte: »er sitzt um so und so viel, auf Antrag des N.« »Gut, sagten sie, wir wünschen nur einen Augenblick mit ihm selbst zu sprechen, dann wollen wir wohl Mittel finden, für ihn zu bezahlen.«

Darauf traten sie an das Gitter und sagten zu einem Gefangenen, der gerade am Fenster war: »o, sag doch dem Matteo da, daß seine beiden Brüder hier sind und ihn frey machen wollen. Er möge einen Au-

genblick ans Gitter kommen.« Dieser richtete seinen Auftrag aus, worauf der Grasso heran kam und sie grüßte. Der ältere Bruder begann alsbald, wie folgt. »Matteo, du weißt, wie oft wir dich ermahnt haben, dein Betragen zu ändern. Du machst täglich Schulden über Schulden und bezahlest niemals, weil deine Verschwendung, das Spiel und andere Dinge unmöglich machen, daß du jemals bey Gelde sey'st. Jetzt bist du nun wieder im Gefängniß und wir haben freylich die Mittel, für dich zu bezahlen, aber deine Thorheiten kosten uns nach gerade zu viel. Wir wollen dich deßhalb ernstlich warnen; und wäre es nicht unserer eignen Ehre willen und der Mutter zu Liebe, so würden wir dich eine Weile zappeln lassen, damit du schwarz und weiß zu unterscheiden lernest. Dieß eine Mal wollen wir dich denn noch aus dem Schlamme ziehn und für dich bezahlen. Doch hüte dich vor dem Rückfall, wir möchten dich länger sitzen lassen, als dir gefallen dürfte, und weiter sag' ich nichts. Diesen Abend gegen Avemaria, wenn die Leute sich etwas verlaufen haben, wollen wir kommen und dich abholen; es soll nicht Jedermann Mitwisser unseres Elendes und Zeuge der Schande seyn, die du uns machst.«

Grasso gab ihnen gute Worte, versprach seine Lebensweise zu ändern und künftighin sich vor Dingen zu bewahren, welche dem Hause Schande brächten. Sie mögen nur um Gottes willen kommen, ihn zu befreyn. Diese versprachen es ihm und gingen ihren Geschäften nach.

Er ging nun wieder hinein und sagte dem Richter: »es wird immer besser. Eben kommen zwey Brüder des Matteo zu mir, schelten mich rechtschaffen aus und sagen, daß sie um Avemaria mich abholen und auslösen wollen. Und, fügte er hinzu, gesetzt, daß sie mich auslösen, wohin soll ich mich wenden? Nach Hause kann ich nicht zurückkehren, denn was soll ich, wenn der Grasso da ist, dort anstellen, um nicht für einen Narren gehalten zu werden. Und wenn er nicht da wäre, so hätte meine Mutter mich schon überall aufsuchen lassen. Da sie ihn aber immer vor Augen hat, so wird sie des Irrthums nicht gewahr.« Der Richter sagte: »geh nicht dahin; geh lieber mit diesen da, die deine Brüder zu seyn glauben, und schau, wohin sie dich führen, und was sie mit dir beginnen.«

Als mittlerweile die Dunkelheit hereinbrach, kamen die Brüder und stellten sich, als wenn sie den Gläubiger befriedigt hätten, und der Notar erhob sich von seinem Sitze, nahm die Schlüssel des Gefängnisses zur Hand und sprach hinein: »wer von euch ist der Matteo?« Der Notar betrachtete ihn aufmerksam und sagte darauf: »deine Brüder haben für dich bezahlt, du bist demnach frey.« Darauf öffnete er das Thor des Gefängnisses und sprach: »geh deines Weges.« Der Grasso trat heraus und ging mit jenen in der Dunkelheit fort nach ihrer Wohnung, unweit Sta. Felicita, wo man nach St. Georgen hinaufgeht. Als sie dort angekom-

men waren, führten sie ihn in ein Zimmer zu ebener Erde und sagten ihm: verweile hier, bis wir zu essen bekommen. Nicht weit vom Kamin war ein aufgedecktes Tischgen zurechtgestellt.

Der Eine ging nun, einen Priester aufzusuchen, welcher in der Pfarre wohnte; es war eine grundehrliche Haut. Diesem sagte er: »lieber Herr, die gute Nachbarschaft giebt mir das Herz, euch ohne Umstände in Anspruch zu nehmen. Wisset, daß wir drey Brüder sind, und daß einer von uns Matteo heißt. Dieser Matteo ward gestern Schulden halber verhaftet, und hat sich das Gefängniß so zu Gemüthe genommen, daß es uns scheint, als sey er nicht mehr ganz bey Sinnen. In allem Andern wäre er noch der alte Matteo, nur in einem Stück ist es nicht in der Ordnung. Er bildet sich nemlich ein, nicht mehr er selbst zu seyn, sondern ein gewisser Grasso, der auf dem Domplatze wohnt, und diese Grille können wir ihm auf keine Weise ausreden. Wir haben ihn deßhalb aus dem Gefängniß befreyt und ihn zu Hause in ein Zimmer gesperrt, damit er nicht ausgehe und diese Tollheiten unter die Leute bringe. Denn ihr wißt wohl, daß wer einmal solchen Anwandlungen unterlegen ist, immerfort für toll gilt, wenn er auch in der Folge noch so vernünftig würde. Wir wollen euch demnach gebeten haben, daß es euch gefallen möge, in unser Haus zu kommen und mit ihm zu reden und ihm diese Einbildung aus dem Kopfe zu

setzen; ihr würdet uns hiedurch ganz ungemein verbinden.«

Der Priester war ein dienstfertiger Mann und erbot sich zu Allem; denn er hoffte, daß ihm die Bekehrung wohl gelingen werde. Er machte sich gleich mit jenen auf den Weg, trat aber allein in das Gemach und sagte dem Grasso, der aufstand, sobald er ihn erblickte: »guten Abend, Matteo.« Der Grasso erwiederte: »guten Abend und gute Zeit; was sucht ihr bey mir?« Der Priester sagte: »ich bin gekommen, um dir Gesellschaft zu leisten.« Darauf setzte er sich und sprach zum Grasso: »setze dich neben mir, ich will dir umständlich sagen, weßhalb ich gekommen bin.« Der Grasso setzte sich, um nicht zu widersprechen; hierauf hub der Priester an, ihm folgende Ermahnung zu halten.

»Ich bin hieher gekommen, weil ich eine Sache vernommen habe, die mir ernstlich Kummer macht. Deine Verhaftung auf dem Handlungsgerichte soll dir, wie ich vernehme, so zu Herzen gehn, daß du nahe daran stehst, den Verstand zu verlieren. Unter andern Thorheiten, die du begangen hast und noch begehest, sollst du auch behaupten, daß du nicht mehr Matteo seyest, sondern einer, der Grasso heißt, ein Holzarbeiter ist und am Domplatze wohnt. Wenn solches wahr ist, so muß ich dich sehr tadeln, daß du eines kleinen Unfalls willen dich dem Schmerze gänzlich hingiebst. Ich wünsche daher, daß du dich recht besinnen mögest, und

mir zu Liebe dich jener Einbildung entschlagen wollest, um nun wieder auf deine Geschäfte Acht zu geben, wie andere ehrliche Leute. Denn dieses wird deinen Brüdern große Freude machen, und nicht weniger mir selbst; den Nutzen nicht einmal in Anschlag gebracht, den es dir bringen würde. Gewiß, wenn man in der Welt erfahren sollte, daß du ausser dir selbst gewesen, so würde man nimmermehr aufhören, dich für toll zu halten, wärest du auch wieder gerade so vernünftig geworden, als überhaupt dem Menschen möglich ist. Mithin würdest du ein gänzlich verlorener Mann seyn. In Summa, ich bitte dich zärtlichst, daß du dahin streben mögest, ein Mensch und kein Vieh zu seyn.«

Als Grasso ihn so liebreich reden gehört, antwortete er, daß er völlig bereit sey, Alles zu thun, was er verlange, indem er wohl einsehe, daß es durchaus wahr und richtig sey. Von nun an wolle er durchaus nicht mehr glauben, ein anderer zu seyn, als er selbst, nemlich, als Matteo. Aber er bitte nur um eine einzige Gunst, wenn sie gewährt werden könne, nemlich diese, nur einmal mit dem Grasso zu reden, damit er sich vollkommen überzeugen möge. Hierauf erwiederte der Priester: »dieß würde sich schlecht mit deinem Nutzen vertragen; ich sehe wohl, daß du die Grillen noch immer im Kopfe hast. Was braucht es überhaupt, mit dem Grasso zu reden? Je mehr du darüber sprichst, desto mehr wird dieser unglückliche Vorfall ruchbar werden.«

den.« Und in diesem Tone sprach er dem Grasso so lange zu, bis er ihn endlich überredete, sich zu begnügen und jenen Wunsch aufzugeben. Darauf entfernte er sich, und sagte beym Abschied den Brüdern, was er Alles gethan und geredet habe, und wie weit das Werk gediehen sey.

Während der Priester den Grasso bearbeitete, war Filippo Brunelleschi heimlich ins Haus gekommen und hatte ein Fläschgen, in dem ein Schlaftrunk war, den beiden Brüdern zugesteckt, und sie ermahnt, jenem den Trank g anz unvermerkt beyzubringen. Gegen eilf Uhr wolle er sich einstellen, und alsdann vollbringen, was noch zu thun sey. Die beiden Brüder setzten sich nun mit dem Grasso zu Tische und brachten ihm den Schlaftrunk also bey, daß er dessen nicht gewahrte. Nach Tische rückten sie zum Feuer, wo alsbald die Arzeney so zu wirken begann, daß dem Grasso die Augen zufielen. Die andern sagten ihm: »Matteo, du scheinst ja für Müdigkeit umzufallen?« Der Grasso erwiederte: »ich versichere euch: daß ich mein Leben lang keine grössere Schlaflust empfunden habe. Es könnte nicht ärger seyn, wäre ich einen Monath lang ohne Schlaf gewesen. Ich will mich lieber zu Bette legen.« Kaum hatte er sich ausgezogen und hingestreckt, so übermannte ihn schon der Schlaf, daß er zu schnarchen begann, wie ein Schwein. Zur festgesetzten Stunde kam Filippo mit drey Gefährten; sie gingen in das Zimmer, wo Grasso

sich befand, und da sie ihn rüstig schnarchen hörten, so nahmen sie ihn und legten ihn mit allen seinen Kleidern auf eine Tragbahre und trugen ihn nach seinem Hause, welches ganz leer stand, weil die Mutter zufällig noch nicht vom Lande hereingekommen war. Hier legten sie ihn zu Bette, und ordneten seine Kleider, wie er's zu thun gewohnt war, wenn er sich schlafen legte. Darauf nahmen sie den Schlüssel zu seiner Werkstätte, öffneten diese, gingen herein und warfen alle seine Geräthe so durcheinander, als hätte die ganze Hölle dort ihr Wesen getrieben. Endlich schlossen sie den Laden wieder ab, und hingen den Schlüssel in der Schlafkammer des Grasso an den gewohnten Platz, drückten die Schlafkammer zu, und verschlossen das Haus, worauf jeder heim ging und sich zu Bette legte.

Der Grasso schlief die ganze Nacht ununterbrochen fort. Erst des Morgens, als die Betglocke ging, wachte er auf und erkannte das Domgeläute, worauf er die Augen öffnete; und da etwas Licht durch die Ritzen des Fensterladens in das Zimmer fiel, erkannte er sogleich, daß er in seinem eignen Hause sey. Da es ihm nun ganz klar im Gedächtniß war, daß er sich anderswo niedergelegt hatte, so ward er sehr verwundert und sprach inbrünstig: »Gott stehe mir bey.« Schnell sprang er aus dem Bette, kleidete sich an und nahm die Schlüssel zur Werkstätte, ging hin und öffnete sie. Neue Verwunderung, denn die ganze Werkstätte

war auf den Kopf gestellt. Doch gab er sich gleich daran, sie wieder in Ordnung zu bringen. Während dieser Arbeit kamen die beiden Brüder des Matteo herbey, stellten sich, ihn nicht zu kennen, und sagten ihm, »guten Morgen, Meister.« Der Grasso wendet sich um, erkennt sie und antwortet etwas beunruhigt: »guten Morgen und gutes Jahr, was sucht ihr hier?« Einer von den beiden sprach: »ich will dir's sagen. Wir haben einen Bruder, der Matteo heißt, und der ist etwas närrisch geworden, weil man ihn dieser Tage verhaftet hatte, und unter andern hat er sich in den Kopf gesetzt, er sey nicht mehr Matteo, sondern der Meister dieser Werkstätte, der, glaube ich, Grasso heißt. Wir haben ihn nun sehr ermahnt, auch gestern Abends den Priester aus der Pfarre herbeygerufen, der ein braver Mann ist, und dem hatte er versprochen, sich die Narrheit aus dem Sinn zu schlagen, so daß er mit gutem Appetit zu Nacht speiste und in unserer Gegenwart zu Bette ging. Aber heute Morgen hat er sich davon geschlichen, wir wissen nicht wohin, und deßhalb sind wir hieher gekommen, um zu hören, ob er wohl da gewesen sey, oder ob du nichts von ihm wüßtest.« Dem Grasso schwindelte es bey diesen Reden und er erwiederte hastig: »ich verstehe euch nicht und weiß nichts von euern Possen. Matteo hat sich hier nicht sehen lassen. Und wenn er gesagt hat, daß er ich wäre, so sprach er wie ein Schelm. Und beym Himmel, wenn ich je mit ihm

zusammentreffe, so will ich ins Klare kommen, ob ich er bin, oder ob er ich ist. Was zum Teufel ist das seit zwey Tagen für ein Spuck.« Und damit warf er voll Zornes die Thüre seiner Werkstätte zu, ließ sie beide stehn und ging fluchend und drohend auf die Domkirche zu.

Jene gingen ihres Weges. Der Grasso aber trat in die Domkirche und als er darin brummend auf und abging, wie ein grimmiger Löwe, so kam einer auf ihn zu, der bey Meister Pellegrino, dem Schreiner, mit ihm in der Lehre gewesen war. Dieser junge Mann war einige Jahre früher nach Ungarn gegangen und hatte dort seinen Vortheil beschafft und war seit kurzem nach Florenz zurückgekehrt, um einen andern Meister seines Handwerks anzuwerben, weil er mehr Arbeit übernommen hatte, als er allein befertigen konnte. Er hatte schon mehrmal dem Grasso zugeredet und ihn gebeten, er möge mit ihm ziehn, und hatte ihm goldene Berge versprochen. Als Grasso ihn jetzt wiedersah, faßte er augenblicklich den Entschluß, mit ihm zu gehn. Er sagte ihm daher: »du hast mir schon mehrmal zugeredet, mit dir nach Ungarn zu ziehn, und ich habe dir's immer abgeschlagen. Jetzt habe ich eines sonderbaren Unfalls willen und wegen einiger Mißhelligkeiten mit meiner Mutter den Entschluß gefaßt, mit dir zu ziehn, wenn du mich anders noch haben willt. Wenn dir's Recht ist, so will ich Morgen früh schon abreisen, denn

sonst könnte etwas darein kommen.« Der junge Mann erwiederte, daß es ihm sehr lieb und werth seyn würde; er könne jedoch so schnell nicht abreisen, weil er noch Geschäfte habe; Grasso möge nur vorangehn, und ihn in Bologna erwarten, wo er nach wenig Tagen eintreffen werde. Der Grasso war damit zufrieden und so wurden sie eins. Grasso ging in den Laden zurück, nahm seine besten Werkzeuge und einiges Geld zu sich, miethete darauf ein Roß, das er in Bologna zurückstellen konnte, und begab sich auf den Weg. Seiner Mutter schrieb er, daß er nach Ungarn abgereist sey; sie möge alle Ladenreste verkaufen.

In Bologna erwartete er seinen Gefährten, und als der angekommen war, so reisten sie mit einander weiter nach Ungarn, wo sie in wenig Jahren reich wurden, und noch immer sich wohl befinden. Der Grasso ist seitdem zweymal in Florenz gewesen und hat dem Brunellesco, als der ihn um seine schnelle Abreise befragte, statt allen Grundes Alles in der Ordnung erzählt, wie es in dieser Novelle vorkommt.

II. Novellen des Lasca.

Die Novellen des Anton Francesco Grazzini, den man gewöhnlich mit seinem academischen Namen, den Lasca nennt, wurden erst spät und nur unvollständig aufgefunden, dann aber mehrmal abgedruckt.*) Dieser Schriftsteller, der vornehmlich durch seinen Antheil an der Stiftung der Crusca bekannt ist, lebte um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts; doch erzählt seine letzte Novelle, dieselbe, welche unten in einer etwas abgekürzten Uebersetzung folget, eine Begebenheit, welche im vorangehenden sich ereignet haben soll. Ich habe sie deßhalb unter die Novellen gestellt, welche das funfzehnte Jahrhundert betreffen.

*) Ich bediene mich einer Ausgabe, welche angeblich zu Leiden 1790. 8. gedruckt ist.

Freylich ist es eine schwer zu entscheidende Frage*), ob der Gegenstand dieser Erzählung rein erdichtet, oder wenigstens zum Theil wahr sey. Im letzteren Falle müßte man annehmen, daß die Begebenheit, von der in gleichzeitigen Schriften nirgend eine Andeutung vorkommt, durch mündliche Ueberlieferung zur Kenntniß des Lasca gelangt sey, und von seinen Händen nur den gegenwärtigen Zuschnitt empfangen habe. Dieß wäre allerdings nicht gegen die Wahrscheinlichkeit, denn der Lasca, welcher zu Anfang des sechzehnten Jahrhundert geboren wurde, konnte in seinen jugendlichen Jahren viele Zeitgenossen des älteren Lorenzo Medici persönlich gekannt haben; überhaupt mußten alle Traditionen über diesen großen Mann so bald nach seinem Tode noch vollkommen lebendig seyn.

Ich wage nicht zu entscheiden, ob unser Meister Manente derselbe sey, den Manni mit dem Beysatze: aus Castel San Giovanni, in einer Besoldungsliste des Herzogs Lorenzo von Urbino, des Enkels des älteren Lorenzo Medici, aufgefunden hat. Wir hätten freylich schon etwas Land gewonnen, wenn das Daseyn der Hauptperson

---

*) Dom. Maria Manni scheint keinesweges darüber mit sich selbst einverstanden zu seyn; vergl. veglie piacevoli Vol. IV. notizie di Mo. Simone und Vol. VII. not. di Mo. Maneute. Fabronius, vita Laurentii Medicis magn. Pis. 1784. 4. führt zwar unsere Novelle an, überhebt sich jedoch einer genauen Untersuchung ihrer Wahrhaftigkeit.

geschichtlich erwiesen wäre. Es möchte alsdann auch vermuthet werden dürfen, daß nicht Lorenzo vecchio, vielmehr Lorenzo der jüngere den Schwank habe anstellen lassen. Diese Vermuthung würde sich mit einem andern Hauptumstande der Novelle viel besser vereinigen, als die Angabe des Lasca, der ganz unzweydeutig den älteren Lorenzo bezeichnet. In der Novelle kommt nemlich ein Burchiello vor, welcher gegen die Auflösung hin so viel Besonnenheit, Scharfblick und Ueberlegenheit des Geistes zeigt, daß man veranlaßt wird, ihn, als den gemeinschaftlichen Bekannten aller Theile und als den allein nüchternen Beobachter, für den Urheber der mündlichen oder schriftlichen Erzählung zu halten, aus welcher Lasca den Stoff zu seiner Novelle geschöpft haben muß, wenn sie anders nicht durchaus erdichtet ist. Dieser Burchiello wird uns zwar als ein bekanntes poetisches Talent geschildert; doch kann der alte Dichter und Barbier Domenico, genannt Burchiello, nicht gemeint seyn; denn Lasca, der dessen Gedichte selbst herausgegeben hat, mußte wissen, daß jener lange vor Lorenzo dem älteren, schon 1448, gestorben war. Man darf also vermuthen, daß der Lasca vielmehr den Antonio Molino, genannt Burchiella, im Sinne hatte, dessen Contrasto d'amore 1548 gedruckt worden. Dieser läßt sich aber der Zeit nach wohl mit dem jüngeren, aber durchaus nicht mit dem älteren Lorenzo Medici vereinigen.

Gegen diese Vermuthung läßt sich andrerseits einwenden, daß die ganze Verknüpfung der Begebenheit auf die Lebensverhältnisse und halbrepublikanischen Formen berechnet ist, welche unter Lorenz dem älteren stattfanden. Obgleich diese, und namentlich die Benennungen der Magistrate, auch unter der Regentschaft des jüngeren zum Theil fortdauerten.

Wenn wir daher annehmen wollen, daß eine wahre Begebenheit unserer Erzählung zum Grunde liege, so müssen wir vorher zugeben, daß Lasca sehr willkührlich damit verfahren sey und Namen, Personen und Handlungen eingeschaltet habe. Letzteres wird namentlich mit der Beschwörungsscene der Fall seyn, welche zu grell ist, um wahr zu seyn, zwar in der Wirklichkeit vorkommende Thorheiten höchst witzig verspottet, doch in dieser Oeffentlichkeit im damaligen Florenz unmöglich gewesen wäre. Denn Plattheiten dieser Art können nicht mit den beynahe gleichzeitigen Schwärmereyen verglichen werden, zu denen die Begeisterung und ächte Beredsamkeit des Savonarola die Florentiner hinriß.

Setzen wir aber, daß die Begebenheiten unserer Novelle durchaus ersonnen wären; eine Annahme, gegen welche, bey so umständlicher Genauigkeit in den Beywerken, mein Gefühl streitet: so bleibt darin nichts desto weniger die Schilderung florentinischer Sitten und Charaktere im höchsten Maaße treffend und wahr, wäre es gleich möglich, daß sie etwas mehr das Gepräge des

sechzehnten, als des vorangehenden Jahrhundertes an sich trügen.

Schwank des Lorenzo vecchio de 'Medici.

Zur Zeit des Lorenzo vecchio de 'Medici gab es zu Florenz (in der Pfarre St. Stephan) einen Arzt, Namens Meister Manente, welcher die Medicin und Chirurgie mehr practisch, als wissenschaftlich betrieb. Er war ein launiger und witziger Mann, doch so dreist und anmaaßend, daß man's mit ihm nicht aushalten konnte. Unter andern Fehlern war er auch dem Trunke ergeben, hielt sich dabey für einen großen Weinkenner und ausnehmend kunstgerechten Trinker. Dieser drängte sich oftmals uneingeladen an die Tafel des Magnifico*) dem die Zudringlichkeit und Anmaaßung des Menschen allgemach so unerträglich ward, daß er auf alle Weise dahin strebte, sich seiner zu entledigen.

Man erzählte nun eines Abends in Gegenwart des Lorenzo, daß Meister Manente in der Weinschenke, nahe bey San Martino, sich so voll gesoffen habe, daß er gänzlich von den Füßen gekommen sey; weßhalb der

---

*) Der offizielle Titel des älteren Lorenzo Medici.

Wirth, der seine Gaststube abschließen wollte, ihn durch die Schaffner hinaustragen und auf die nächste Bank habe werfen lassen, wo er unter offnem Himmel so fest fortschlafe, daß nicht einmal ein Kanonenschuß ihn wekken würde; und dabey schnarche er, wie ein Hamster. Nichts konnte wohl dem Lorenzo gelegener kommen; indessen stellte er sich, als habe er nicht Acht gegeben, ließ aber bald darauf wahrnehmen, daß er schläfrig werde und der Ruhe begehre, denn es war schon sehr spät, weil er selten vor Mitternacht schlafen ging. Doch anstatt sich zur Ruhe zu begeben, ließ er ganz heimlich zwey seiner vertrautesten Stallknechte herbeyrufen und trug ihnen umständlich auf, was sie ausrichten sollten. Diese machten sich alsobald sorgfältig vermummt auf den Weg nach San Martino, wo sie den Meister Manente im tiefsten Schlafe antrafen. Sie hoben ihn auf, stellten ihn gerade auf die Füße, wickelten ihn fest in seinen Mantel ein und zogen so mit ihm fort. Der Meister, von Schlaf und Wein ganz betäubt, fühlte zwar, daß man ihn fortschleppte, dachte aber, daß es die Bursche des Wirthes oder seine Zechbrüder und Freunde wären, und ließ sich schlaftrunken und besinnungslos von ihnen fortführen, wohin sie wollten. Nach einigen Umwegen kamen sie endlich an den Palast der Medici und gingen, nachdem sie vorher wohl zugesehn, ob sie beobachtet würden, durch die Hinterthüre in den Hof, wo die Magnificenz sie ganz allein

erwartete und mit unermeßlichem Vergnügen empfing. Hierauf stiegen sie die ersten Stufen der Treppe hinauf und gingen durch die Gänge des Mittelstockwerks in ein verborgenes Gemach, wo sie den Meister Manente, der noch immer ganz fühllos war, auf ein Bette niederlegten, ihn bis aufs Hemde entkleideten und seinem Schlafe überließen, indem sie alle seine Kleider mit hinwegnahmen und die Thüre wohl verschlossen.

Der Magnifico nahm ihnen die Kleider des Meisters ab, schärfte ihnen noch einmal das strengste Geheimniß ein und sandte sie darauf zu dem Monaco, einem Spaßmacher, der sich vortrefflich darauf verstand, die Stimme Anderer täuschend nachzuahmen. Sobald dieser sich eingestellt hatte, sandte Lorenzo die Roßknechte zur Ruhe und zog den Schalk in sein Schlafgemach, wo er ihm seine Rolle mit großer Genauigkeit vorschrieb; worauf er sich sehr frohgemuth zu Bette begab.

Monaco aber nahm die Kleider des Doctors und ging damit unbemerkt nach seiner Wohnung, legte dort seine eigenen Kleider ab und bekleidete sich dagegen mit jenen des Manente. In dieser Verkleidung verließ er sein Haus, ohne Jemand ein Wort zu sagen und begab sich, als gerade die Frühglocke überall zu läuten begann, nach dem Hause des Meister Manente, der es dazumal ganz allein bewohnte. Denn seine Hausgenossen, Frau, Kind und Magd, befanden sich gerade, weil es im September war, auf seinem Gütchen im Mugello, weß-

halb er hie und da in den Gasthäusern oder bey seinen Bekannten zu essen pflegte und nur Nachts nach Hause kam. Der Monaco nun, der, wie gesagt, die Kleider des Arztes angezogen hatte, mithin den Hausschlüssel mit sich führte, öffnete deßhalb die Thüre ohne Mühe, schloß sie inwendig mit aller Sorgfalt wieder ab und legte sich zu Bette voll Freude an dem gedoppelten Zwecke, die Magnifizenz zu verbinden und den Doctor zu prellen. Er schlief darüber ein und erwachte nicht eher, als da es schon heller Tag war, und stand nun auf, um die Kleider des Arztes anzulegen. Ueber das Wammes zog er einen alten Schlafrock, drückte sich einen abgetragenen Hut ins Gesicht und trat so vorbereitet an das Fenster, welches in den Hof führte, rief, indem er die Stimme des Arztes nachahmte, einer Nachbarin zu und erzählte ihr obenhin, daß er sich nicht ganz wohl befinde und Halsschmerzen habe. Er hatte nemlich die Vorsicht gebraucht, den Hals mit etwas altem Flachs und schmutziger Wolle einzuwickeln, was ihn denn vollends unkenntlich machte. Es hatte sich gerade damals in einigen Häusern die Pest gezeigt, weßhalb man zu Florenz nicht ohne Besorgniß war; die Nachbarin verfiel daher sogleich auf den Gedanken, daß er angesteckt seyn möchte, und fragte nur ganz furchtsam nach seinem Begehren. Der Schalk bat sie um einige frische Eyer und um ein wenig Feuer, stellte sich dabey, als könne er sich kaum stehend erhalten,

und zog sich darauf ins Haus zurück. Das ehrliche Weib holte die Eyer, nahm das Feuer und rief ihm mehrmal zu, daß sie ihm alles vor die Thüre legen wolle, wo er es abholen möge. Jener kam in seinem Schlafrock an die Thüre und holte die Eyer und das Feuer herein; wer ihn dabey sah, hätte schwören sollen, er könne nur mit Mühe das Stehen behalten. Den Hut hatte er ins Gesicht gedrückt und den Hals fest eingewunden, worüber alle Nachbaren in Sorge geriethen weil es ihnen außer Zweifel zu seyn schien, daß er die Pest habe. Das Gerücht lief nun durch die ganze Stadt und erreichte sehr bald den Schwager des Meister Manente, einen Goldschmidt Namens Nicolajo, welcher eilig herbeykam, um sich der Wahrheit zu versichern. Doch so viel er auch am Hause anklopfen mochte, so wenig erhielt er eine Antwort, denn der Monaco hatte seine Gründe nichts von sich hören zu lassen. Dahingegen bestätigte die ganze Nachbarschaft, daß der Arzt ohne allen Zweifel die Pest habe. Während dieses Auftrittes ritt Lorenzo in Gesellschaft vieler Edelleute, wie von ungefähr, die Straße entlang, hielt an, als er so viele Leute versammelt sah, und fragte, was da vorgehe. Der Goldschmidt nahm das Wort und erzählte ihm, daß man befürchte, Meister Manente sey von der Pest befallen, und begleitete dieß mit allen bereits erwähnten Umständen. Der Magnifico sagte darauf, daß man wohl thun werde, dem Kranken einen Wärter beyzu-

geben, und fügte hinzu, daß Nicolajo nach dem Krankenhause (Sta Maria nuova) gehn und dort in seinem Namen einen geschickten und erfahrenen Wärter begehren möge. Der Goldschmidt ging eiligst davon, dem Aufseher des Hospitales die Botschaft des Lorenzo auszurichten, und erhielt sogleich einen Wärter, der schon von allem unterrichtet war und genau wußte, was er in jenem Hause zu thun hatte. Lorenzo war indessen durch mehrere Straßen fortgeritten, hatte aber umgelenkt, um an der Ecke von Allerheiligenstraße dem Krankenwärter zu begegnen; dem er dann unsern Meister Manente angelegentlich empfahl und zugleich dafür sorgte, daß ein Schlosser herbeygerufen wurde, um jenem die Hausthüre zu öffnen.

Der Wärter kam nach einer kleinen Weile an das Fenster und rief hinab, daß Meister Manente am Halse eine Beule habe, etwa von der Größe eines Pfirsichs; daß er besinnungslos und unbeweglich auf dem Bette liege; doch werde er ihm alle ersinnliche Hülfe leisten. Lorenzo befahl nun dem Goldschmidt, für den Kranken und seinen Wärter Erfrischungen und Lebensmittel herbeyzuschaffen, ließ das Pestzeichen am Hause befestigen und ritt seines Weges, indem er sich stellte, über den Unfall seines Gastfreundes ernstlich betroffen zu seyn. Der Krankenwärter ging zum Monaco hinein, welcher vor Lust und Lachen beynahe von Sinnen gerieth. Der Goldschmidt brachte Lebensmittel in Menge; im Hause

fanden sie Salzfleisch und ein Fäßchen guten Weines, welches sie sogleich anzapften, und somit lebten sie, wie die Päbste.

Meister Manente schlief die Nacht und den ganzen Tag ununterbrochen fort, wachte doch endlich auf und und wußte sich in der Dunkelheit nicht zu besinnen, ob er zu Hause, ob er sonst wo sey. Endlich erinnerte er sich, wo er zuletzt mit Burchiello, dem Succia und dem Makler Biondo getrunken hatte, und dabey schien es ihm, als habe man ihn von dort nach Hause gebracht. Er sprang hierauf aus dem Bette und suchte nach dem Fenster, doch, so viel er auch umher tastete, fand er nichts, als ein Thürchen zum heimlichen Gemache, welches ihm sehr zu statten kam. Nachdem er noch eine Weile herumgetastet hatte, traf er endlich wieder mit seinem Bette zusammen, legte sich erstaunt und verschüchtert wieder hinein und ging noch einmal Alles im Gedächtniß durch, was ihm begegnet war. Zuletzt begann er, Hunger zu fühlen, und hätte rufen mögen, doch hielt ihn die Furcht zurück.

Die beiden Stallknechte vermummten sich nun, nach Anleitung des Lorenzo, in lange weiße Gewänder und setzten seltsame lachende Larven auf, welche bis auf die Schultern hinab das ganze Haupt verdeckten. Der eine trug in der rechten ein gezogenes Schwerdt, in der linken eine brennende Fackel; der andere war mit zwey großen Weinflaschen und überflüssigen Lebensmitteln ge-

waff-

waffnet. In diesem Aufzug gingen sie leise bis an die Thüre, rissen plötzlich mit großem Geräusch den Riegel auf, traten ein und schlossen die Thüre hinter sich ab. Als der Arzt den Riegel aufschieben und die Thüre öffnen hörte, so schauderte er zusammen und richtete sich im Bette auf. Wie er aber jene Larven hereintreten sah und das Schwerdt blitzen, so ward er von Furcht und Staunen so gänzlich übermannt, daß ihm der Schrey im Mund erstarb, und daß er wie angedonnert erwartete, was aus ihm werden solle. Doch als er den Einen auf einem Tische dem Bette gegenüber das Tuch ausbreiten sah und zwey Brodte, zwey gesottene Kappaunen, Kalbsbraten und alle Früchte der Jahreszeit darauf stellen, erhob er sich auf den Wink, nur zuzugreifen, vom Bette und ging im Hemde, so wie er war, zum Essen hin. Aber die Larve deutete auf einen Schlafrock und auf ein Paar Pantoffeln, die auf dem Ruhbette lagen, und machte ihm durch Zeichen verständlich, daß er eines wie das andere anlegen solle. Nachdem dieses geschehn, setzte er sich mit dem besten Appetit von der Welt zum Essen. Kaum hatte er zugelangt, so verschwanden auch die beiden Larven, ließen ihn im Dunkeln, kleideten sich um und statteten der Magnificenz unverzüglich Bericht ab. Meister Manente fand das Maul auch im Dunkeln, füllte sich den Wanst mit fetten Bissen und trank dazu aus der Flasche, indem er zu sich selbst sagte, »nun geht es doch nicht so schlimm;

es möge nun kommen, was da wolle; wenn ich einmal sterben soll, so sterbe ich doch nicht mit leerem Bauche.« Er legte darauf die Ueberreste seines Mahles so gut als möglich in dem Tischtuche zusammen und kehrte in sein Bette zurück, wobey es ihm doch seltsam dünkte, daß er so allein im Dunkeln sey, ohne zu wissen, wie und wo und warum noch was daraus werden solle. Doch indem er sich jener Fastnachtlarven erinnerte, die so lustig lachten, so konnte er sich nicht enthalten, selbst mitzulachen, und dabey die gute Zehrung zu loben und vornehmlich den Wein, von dem er eine ganze Dreymaaßflasche beynahe ausgetrunken hatte. Unter solchen Umständen glaubte er fest, es sey Alles ein Schwank, den ihm gute Freunde gespielt, und hiemit beruhigte er sich gänzlich in der Hoffnung, das Tageslicht bald einmal wieder zu erblicken, und schlief über so angenehmen Vorstellungen am Ende wieder ein.

Des andern Morgens kam der Krankenwärter an das Fenster und sagte der Nachbarschaft, sein Kranker habe die Nacht gut geschlafen; die Pestbeule komme vermittelst häufiger Umschläge zur Reife, so daß er gute Hoffnung habe. Es war mittler Weile ein gewisser Franzose, der zufällig den Hals gebrochen hatte, zuerst in ein nahes Spital gebracht und besichtigt, dann aber als ein Fremder ohne große Umstände in einem von den Begräbnissen beygesetzt worden, welche vor Sta. Maria novella am Eingang der Kirche angebracht sind.

Diesen Umstand benutzte Lorenzo, um seinen Schwank weiter fortzuführen, und ließ insgeheim den Monaco und den Wärter von seinem neuen Vorhaben unterrichten. Demzufolge erschien der Wärter desselben Abends am Fenster und erzählte, daß der Doctor sich verschlimmere; die Beule verenge ihm den Hals, so daß er kaum noch athmen könne. Auf dieses Gerücht kam der Schwager herbey, um zu veranlassen, daß jener ein Testament mache. Der Wärter aber beruhigte ihn durch die Versicherung, daß die Gefahr nicht so nahe sey, und hierauf vereinbarten sie sich dahin, den Kranken am nächsten Morgen beichten und testiren zu lassen.

Unterdessen ward es Nacht, da denn die beiden Stallbuben auf Befehl des Magnifico heimlich nach Sta. Maria novella gingen, den Franzosen aus seinem Grabe hervorholten, ihn aufluden und nach dem Hause des Meister Manente trugen, wo der Wärter ihn empfing und mit Hülfe des Schalksnarren Monaco ins Haus hineintrug. Diese beiden thaten sich vor allen Dingen gütlich, näheten darauf aus einem neuen Betttuch ein wohlanständiges Todtenhemde, umwickelten dem Todten den Hals mit schmierigem Werg, schlugen ihm viele Beulen ins Gesicht und legten ihn endlich im Erdgeschosse auf einen Tisch. Auch vergaßen sie nicht, ihm eine Doctormütze aufzusetzen, welche Meister Manente an hohen Festtagen zu tragen pflegte, und hierauf legten sie sich zu Bette. Des andern Morgens kam der

Wärter wieder an das Fenster, und sagte den Nachbaren und den Vorübergehenden, daß Meister Manente gegen Tagesanbruch aus diesem Leben abgeschieden sey. Diese Nachricht ging wie ein Lauffeuer von einem Ende der Stadt zum andern, erreichte sehr bald den Goldschmidt, welcher eiligst herbeykam, um Alles umständlich aus dem Munde des Wärters zu vernehmen, und, da nichts anderes übrig blieb, mit letzterem einig ward, den Verstorbenen am Abend desselben Tages beerdigen zu lassen. Der Goldschmidt übernahm die Meldung beym Gesundheitsamte und bey den Mönchen zu Sta. Maria novella, und verabredete Alles dahin, daß die Beerdigung eine Stunde vor Einbruch der Nacht geschehn solle, worauf denn jeder zeitig an seinem Platze war. Die Priester und Mönche zogen schnell an dem Hause vorbey; als sie schon ein gut Stück Weges voraus waren, so folgten ihnen die Leichenträger mit ihrem todten Franzosen, den sie aufrichtig für den Leichnam des Arztes nahmen, so gut, als andere, die ihn von weitem sahen; denn sie dachten, die Krankheit habe ihn etwas entstellt, und riefen einander zu: »sieh, wie er so geschwollen ist; es hat ihm doch recht zugesetzt.« Wie nun die Priester in die Kirche gingen, um die üblichen Gebräuche zu vollziehn, so warf man den Todten gleich am Eingang in das nächste Begräbniß und verschloß dasselbe so schnell als möglich. Dieser Vorgang ward von vielen Menschen mit angesehn, welche die Nase zu-

hielten oder auf Essig und Blumen rochen und ganz scheu aus der Entfernung dem Begängniß zusahen, fest überzeugt davon, daß Meister Manente dort körperlich und leibhaftig beerdigt werde.

Der Goldschmidt beweinte seinen Schwager, empfahl dem Krankenwärter das Haus mit allem, was darin war, und sandte ihm gut zu essen und zu trinken, damit er um so besser Acht gebe. Darauf sandte er einen Boten an seine Schwester und ließ ihr sagen, sie möge noch auf dem Lande bleiben; ihr Ehemann sey schon todt und beerdigt; sie möge ihn nur sorgen lassen, sich trösten und an ihr eigenes Wohl und an die Erziehung ihres Söhnleins denken.

Da es nun völlig Nacht ward, so begab sich der Monaco ganz unbemerkt aus dem Hause des Manente nach seinem eignen; und des andern Morgens verfügte er sich zu Lorenzo, lachte mit ihm über den glücklichen Fortgang ihres Schelmenstückes und verabredete, was ferner zu thun blieb, um den Schwank zu Ende zu bringen. Es waren bereits vier bis fünf Tage verflossen, während derer dem Arzte von den lachenden Larven jedesmal eine reichliche Mahlzeit gebracht wurde, als diese einmal, etwa vier Stunden vor Tagesanbruch, hereintraten, einen Schifferanzug von rothem Tuche mitbrachten, dem Doctor bedeuteten, ihn anzuziehn, darauf ihm Handschellen anlegten und seinen Schlafrock so fest um den Kopf wanden, daß er weder hören noch sehen

konnte, was um ihn her vorging. In diesem Aufzuge führten sie ihn, der zitterte, als wenn er das Fieber hätte, in den Hof hinab, wo zwey Maulthiere mit einer Tragbahre hielten, legten ihn hinein und verschlossen ihn darin, so daß er auf keine Weise von innen her öffnen konnte. Hierauf legten sie ihre gewöhnlichen Kleider an und trabten mit ihm nach dem Thore la Croce. Die Wache dort erblickte nicht sobald die Farben des Magnifico, als sie stillschweigend das Thor öffnete und jene durchließ. Meister Manente, der die Bewegung der Tragbahre fühlte, wußte nicht, ob er wache oder träume; endlich, gegen Morgen, als er die Stimmen der Landleute und die Fußtritte ihrer Thiere vernahm, konnte er nicht länger bezweifeln, daß er vollkommen wach sey, und suchte nach den Umständen sich ein Herz zu fassen. Jene trabten mit ihm fort, ruhten aus und aßen so gemächlich, als ihnen gut dünkte, so daß sie erst gegen Mitternacht in der Einsiedeley von Camaldoli ankamen, wo der Pater Guardian an der Thüre sie freundlich empfing und sogleich einließ. Zuerst brachten sie ihre Thiere zu Stalle, besahen darauf ein Zimmer, wo der Guardian das Fenster hatte vermauern lassen, mit seinem Bette, Tische und Schemel; zufälliger Weise war darin auch ein Camin und eine andere Gelegenheit vorhanden. Dieses Zimmer ging auf einen unzugänglichen Felsenabhang hinaus und befand sich in dem entlegensten Theile des Klosters; man hörte dort ausser dem

Ungewitter nur etwa ein Glöckchen zur Messe oder zum Essen läuten und sonst auch nicht das mindeste Geräusch. Dieses Gemach schien den Stallknechten sehr wohl für das Bedürfniß eingerichtet, weßhalb sie zur Tragbahre gingen und ihren Arzt halb todt vor Hunger, Durst und anderen Beschwerden so gut, als möglich aufrichteten, ihm den Kopf noch einmal umwickelten und ihn in sein künftiges Wohnzimmer hinüberschleppten. Dort setzten sie ihn auf das Bette, doch ohne ihm die Handschellen abzunehmen, legten ihre Verkleidung an, um zwey jungen Mönchen zu zeigen, auf welche Weise sie den Meister künftighin bedienen sollten. Als Meister Manente nun seine gewohnten Larven mit einer feisten Mahlzeit hereintreten sah, erheiterte er sich etwas, vornehmlich da der mit den Speisen auf ihn zukam und ihm die Handschellen ablöste, und ihm bedeutete, das Uebrige zu thun. Der Meister glitt von seinem Bette herab, wie ein Taucher, und verschlang seine Mahlzeit mit großem Appetit. Mittlerweile verschwanden die Larven und ließen ihn im Dunkeln. Die Mönche hatten dieß Alles aus einer Oeffnung in dem Fußboden des obern Gemaches mit angesehn und übernahmen nun von den Stallknechten Gewänder und Larven, um künftig davon Gebrauch zu machen. Die Stallbursche ruhten darauf gehörig aus und machten sich des andern Morgens nicht allzufrühe wieder auf den Weg, nachdem sie dem Guardian und den beiden Mönchen noch einmal

empfohlen hatten, genau dieselben Gebräuche beyzubehalten, mit denen sie den Arzt hatten bedienen sehn.

Unterdessen hatte der Krankenwärter seine Pestwache vollbracht und dem Goldschmidt das Haus mit allem Geräthe übergeben, welcher nunmehr seine Schwester vom Lande heimkehren ließ, um von ihrer Erbschaft Besitz zu nehmen. Diese legte Wittwenkleider an, beweinte ihren Genossen so lange, als ziemlich schien, und begann darauf mit ihrem Söhnlein und ihrer Magd bequem und annehmlich fortzuleben. Die Mönche ihrerseits fuhren fort, den Meister zu versehn, wie sie's gelehrt war, und dieser beschäftigte sich mit nichts Anderem, als damit, seinen Bauch zu füllen und abwechselnd darüber nachzudenken, wo er sich wohl befinden könne, wobey ihm bisweilen einfiel, er sey in ein bezaubertes Schloß gerathen, was ihm jedoch den Appetit nicht benahm.

Gerade um diese Zeit ereignete sich im öffentlichen Leben Mehreres, welches die ganze Aufmerksamkeit des Lorenzo Medici in Anspruch nahm, ihn zu einer Reise in Staatsgeschäften veranlaßte, weßhalb des Meisters Manente eine lange Zeit durchaus nicht mehr gedacht wurde. Endlich begegneten ihm zufällig ein Paar Mönche aus Camaldoli, welche Geschäfte des Klosters zu besorgen hatten. Hiebey entsann er sich des Arztes, worauf er sie rufen ließ und ihnen auftrug, an den Pater Guardian einen Brief zu besorgen.

Bis dahin hatte sich mancherley zugetragen. Zu-

nächst hatte die Gattin des Manente nach sechsmonatlichem Wittwenstande ein neues Ehebündniß vollzogen mit einem Goldschmidt, Namens Michelagnolo, welcher ihres Bruders Nicolajo Genosse war, und auf diese Heirath hin die Handelsverbindung auf zehn Jahre verlängert hatte. Nicolajo war zu ihnen ins Haus gezogen und hatte sich mit den Vormündern dahin vereinigt, den Knaben zu sich zu nehmen. Jener aber lebte herrlich und in Freuden mit seiner Frau Brigitte, und es hatte sich bereits gute Hoffnung auf einen Leibeserben angegeben.

Der Pater Guardian hatte während der langen Zeit, da ihm keine Befehle zugekommen waren, seinen Pflegling sehr gut versorgt. Er hatte ihm eine Lampe anzünden lassen, und als es Winter ward, ließ er ihm Kohlen in den Kamin schütten und wärmere Kleider machen. Um diese Wohlthaten zu belohnen, sang der Meister den Mönchen seine Trinklieder vor, dichtete bisweilen aus dem Stegreif und machte ihnen, da er eine schöne Stimme und gute Aussprache hatte, viel Vergnügen, indem er Gedichte des Lorenzo Medici, die gerade herausgekommen waren, aus dem Gedächtniß hersagte. Als nun der Guardian jenen Brief des Lorenzo erhielt, befahl er den beiden Mönchen, zu thun, wie folgt. Mehrere Stunden vor Tagesanbruch liessen sie den Meister von seinem Bette aufstehn und seinen Matrosenanzug anziehn. Hierauf legten sie ihm Hand-

schellen an, hingen ihm seinen Mantel um und zogen die Kappe bis auf das Kinn herab. In diesem Aufzuge führten sie ihn fort. Meister Manente glaubte, nun gehe es zum Tode, und ließ sich wie ein Lamm zur Schlachtbank führen, um sein Schicksal nicht zu verschlimmern. Jene zogen einige Stunden lang mit ihm fort, immer auf Kreuzwegen durch den Wald, bis nahe an den Felsenabhang der Vernia. Hier banden sie ihn mit Reisern an einen großen Baumstamm, nahmen ihm die Handschellen ab, zogen ihm den Mantel vom Kopfe und eilten darauf so schnell als möglich nach dem Kloster zurück, wo sie ganz unbemerkt wieder anlangten.

Meister Manente blieb eine Weile in dieser Lage, immer noch in der Furcht, daß jene Larven wiederkehren möchten; doch als er gar kein Geräusch hörte, machte er endlich die Hände frey und schob die Mütze zurück, um zu sehn, wo er sich befinde, und erblickte zu seiner Verwunderung und Freude über sich ein Stückchen gestirnten Himmels. Allmählich ward es Tag und er merkte dann erst, daß er sich im Walde befinde. Er faßte darauf das Herz, die losen Bande, welche ihn fest hielten, völlig zu zerreissen, und ging auf die Höhe zu, um wo möglich den Ort zu erkennen, an dem er sich befand. Als er etwa eine Viertelstunde weit gegangen war, so gelangte er an eine befahrene Straße, wo er einen Maulthiertreiber antraf, den er nach der Gegend befragte. Dieser antwortete verwundert: »nun,

wir sind bey der Vernia. Siehst du denn nicht St. Franz da droben am Berge?« Da erkannte der Meister die Gegend, denn er war schon mehrmal zur Lust in guter Gesellschaft da gewesen, und dankte Gott mit aufgehobenen Händen, indem er sich fühlte, als sey er wieder geboren. Er ging nun grade auf das Kloster zu und fand dort einen mayländischen Edelmann, welcher der Andacht willen nach St. Franz gekommen war und bey einem schweren Falle den Fuß verrenkt hatte. Die Mönche waren eben im Begriff, nach Bibiena zu senden, um einen Arzt kommen zu lassen, als Meister Manente hervortrat und sich erbot, die Schmerzen augenblicklich zu stillen, und den Fuß wieder in seine Lage zu setzen. Seiner Kleidung ungeachtet, faßte der Fremde ein Vertrauen zu ihm, da er sein Betragen anständig und seine Sprache gebildet fand, worauf Manente seine Heilung mit allem Glücke unternahm, und dafür des andern Morgens ein Geschenk von zwey Ducaten erhielt. Die Fremden brachen nun auf, um nach Florenz zurückzugehn, und Meister Manente setzte sich in Bewegung nach seinem Gütchen im Mugello, welches er noch desselben Abends erreichte. Dort angelangt, rief er seinen Pächter bey Namen, worauf ein Bauerjunge zum Vorschein kam und ihm sagte, der da wäre auf ein anderes Gut gezogen, welches ziemlich weit entlegen sey. Es mißfiel dem Meister nicht wenig, daß seine Frau, ohne ihn zu fragen, den Bauern entlassen und einen

neuen angenommen habe. Doch faßte er sich und sagte dem Jungen, er möge seinen Vater herbeyrufen, und als der kam, so gab er ihm zu verstehn, er sey ein Freund seines Patrons und bitte für die Nacht um Quartier. Der Bauer, als er jenen so seltsam angekleidet sah, ward mißtrauisch und entschloß sich nur auf wiederholtes Zureden des Manente, ihn ins Haus zu lassen, wo ein dürftiges Nachtessen aufgetragen war, und setzte sich vor, ihn zum Schlafen in die Scheune zu führen. Der Meister wollte sich nicht zu erkennen geben und fragte deßhalb weder nach dem Gute, noch nach seiner Frau; doch als er ein Schreibzeug auf dem Tische sah, denn der Bauer war zugleich der Schulze der Gemeine, so forderte er Papier und schrieb einen kurzen Brief an seine Ehehälfte. Darauf sprach er zum Bauerjungen: »ich will dir ein Stück Geld geben, wenn du morgen früh nach Florenz gehst und deiner Frauen diesen Brief überbringest. Was sie dir alsdann aufträgt, das wirst du mir bey deiner Rückkehr schon melden.« Dieser versprach, mit Erlaubniß seines Vaters die Botschaft auszurichten, führte den Doctor darauf ins Heu und verschloß das Scheunthor. Meister Manente ertrug diese Behandlung mit Geduld und dachte bey sich selbst, morgen wirst du schon die Mütze abziehn, und es für eine Gunst nehmen, wenn ich dich nur im Dienste behalte, und in diesen Gedanken streckte er sich auf sein Strohlager hin und richtete sich so behaglich ein, als immer möglich war.

Des andern Morgens begab sich der Bauerbursche zeitig auf den Weg nach Florenz, kam um Mittag an das Haus seines Herrn und überreichte Frau Brigitten jenen Brief. Diese ward auf den ersten Blick an die Handschrift ihres Seeligen gemahnt; da sie aber den Inhalt las, wußte sie nicht, was sie vor Unmuth und Erstaunen beginnen solle. Sie sandte zu Michelagnolo in den Laden, der sogleich herbeykam, und ebenfalls von der Aehnlichkeit der Handschrift betroffen wurde, doch nichtsdestoweniger beystimmte, daß der Meister den Brief nicht geschrieben haben könne, weil er längst todt und begraben sey; daß der Briefsteller mithin ein Gauner seyn müsse, der auf eine ganz neue Weise etwas zu erhaschen suche. Denn der Inhalt des Briefes war folgender Art: »er gebe hiemit seiner Gattin zu wissen, daß er nach vielen unerhörten Schicksalen und nachdem er länger, als ein Jahr mit steter Lebensgefahr eingesperrt gewesen, nun endlich aller Gefahr durch ein wahres Wunder entronnen sey, wie er mündlich umständlicher erzählen wolle. Gegenwärtig befinde er sich gesund und lebendig auf dem Gute und bitte sie, dieß in Florenz kund zu machen und ihm das Maulthier, den Rock, Regenmantel und Hut herauszuschicken, auch den neuen Pächter zu berichten, daß er ihr Gatte und sein Herr sey, damit der ihm das Haus öffne, wo er die Nacht auszuruhn wünsche. Morgens darauf wolle er nach Florenz kommen, sie zu umarmen.«

Michelagnolo schrieb nun im Namen seiner Frau einen Brief voll Gift und Galle, drohte ihm, wenn er nicht gleich nach Empfang das Weite suche, selbst herauszukommen und ihn auszubläuen, wohl auch den Büttel hinzusenden. Zudem sagte er dem Bauerjungen, er möge seinem Vater ausrichten, daß er den Fremden augenblicklich davon jagen solle. Der Junge brach wieder auf und Michelagnolo kehrte in seinen Laden zurück; Frau Brigitte blieb aber ganz trostlos und ausser sich im Hause.

Desselben Morgens spazierte Meister Manente ganz wohlgemuth nach dem Vogelfang, der etwa drey Viertelstunden von seinem Wohnhause lag, und hatte bey dem Wirthe, mit dem er ehedem befreundet war, Spasses halber sich für einen Albaneser ausgegeben und mit ihm zu Mittag gespeist, und schlenderte nun ganz froh und heiter nach Hause, wo er gewiß erwartete, als Hausherr empfangen zu werden. Auch setzte er sich vor, ein Paar hübscher Kapphähne, die er des Morgens längs der Hecke beobachtet hatte, zur künftigen Mahlzeit abschlachten zu lassen. Doch gerade, als er am Hause anlangte, traf auch der Bauerbube ein und gab ihm ohne Bückling, ja mit saurem Gesichte den Brief, der ohne Aufschrift und Siegel war. Der Meister war nicht wenig betroffen über das übelanständige Aeussere des Briefes und nahm es sogleich für ein schlimmes Zeichen. Als er aber den Brief der Länge nach

gelesen hatte, so gerieth er so sehr ausser sich selbst, daß er kaum noch einem Lebenden gleichsah. Unterdessen kam der alte Bauer herbey, der so eben von seinem Sohne die mündliche Botschaft empfangen hatte, und sagte ihm mit dürren Worten, er möge sich für die Nacht nach einem andern Quartier umsehn, weil sein Herr ihm befohlen habe, ihn unverzüglich davon zu jagen. Meister Manente verdroß es nicht wenig, daß ihn der davon jagte, von dem er hoffte, als Gebieter anerkannt und verehrt zu werden; doch faßte er sich, und erwiederte mit aller Sanftmuth, daß er gehen werde. Nun gerieth er beynahe auf den Gedanken, es sey mit ihm eine Verwandlung vorgegangen und es gebe mehr als einen Meister Manente. Er bat daher den Bauer, ihm den Namen seines Pachtherrn zu sagen. Dieser antwortete, sein Herr sey ein Goldschmidt, Namens Michelagnolo und seine Gattin heisse Brigitta. Hierauf fragte Manente, ob die Frau Brigitte wohl mehrere Männer gehabt und ob sie Kinder habe. Ja, erwiederte der Bauer, sie soll einen Arzt gehabt haben, der, wie ich höre, Meister Manente hieß und, wie man sagt, an der Pest gestorben ist und ihr ein Söhnlein hinterlassen hat, welches Sandrino heißt. O weh mir, sprach der Doctor, was sagst du da? Und darauf begann er, ihn umständlich nach Allem zu befragen. Aber der Pächter sprach, daß er ihm weiter nichts zu sagen wisse, weil er aus dem Casentino sey und erst im verwichenen August das Gut bezogen habe.

Meister Manente beschloß, sich nicht weiter kund zu geben, und machte sich, da es noch früh am Tage war, sogleich auf den Weg nach Florenz, indem er sich vormalte, daß die Frau und ihre Verwandte, durch falsche Nachrichten irregeleitet, alle diese Dinge müssen vorgenommen haben, denn er kannte den Goldschmidt Michelagnolo gar wohl. In diesen Gedanken langte er am Steinkruge an, welcher unweit der Mühle etwa eine Viertelstunde weit von der Stadt entfernt liegt, und nahm dort sein Nachtquartier, konnte aber vor Unruhe nicht schlafen. Des andern Morgens ging er nach Florenz, wo er in seiner Schifferkleidung einzog und deßhalb von keinem der vielen Bekannten, welche ihm begegneten, erkannt wurde. Nachdem er halb Florenz auf diese Weise durchschritten war, gelangte er endlich an sein Haus in der Straße de 'Fossi, und erblickte seine Frau mit ihrem Söhnlein, wie sie von der Messe zurückkam und in das Haus trat. Doch als sie ihn ansah, ohne ihn zu erkennen, so gab er seinen ersten Anschlag auf, und verfügte sich, statt mit ihr zu reden, nach Sta. Croce, um einen Meister Sebastian, seinen Beichtiger aufzusuchen, den er für geeignet hielt, bey seiner Frauen als Vermittler aufzutreten. Allein im Kloster sagte man ihm auf seine Erkundigung, daß jener Mönch nach Bologna gezogen sey. Ganz hoffnungslos lief er nun in der Stadt herum und begegnete einigen seiner Zechbrüder, die vorbeygingen, ohne ihn zu

ken-

kennen. Da es nun Essenszeit war, so ging er in seine gewohnte Schenke zum Affen, wo Amadore, vorzeiten sein innigster Freund, den Wein schenkte. Diesen bat er, ihm beym Essen Gesellschaft zu leisten, was der gern gewährte, doch erst gegen Ende der Mahlzeit äußerte, er glaube ihn schon gesehn zu haben, nur wisse er nicht, wo. Meister Manente erwiederte, es könne schon seyn, da er lange Zeit in Florenz bey Meister Augustin gewohnt habe, zu dem er gegenwärtig zurückkehren wolle und Livorno verlassen, weil ihm das Seeleben nicht länger behage. Hierauf verließ er den Wirth, ohne sich kund zu geben, und beschloß in der Quaal seines Herzens, noch am Abend desselben Tages auf alle Weise mit seiner Frauen zu reden. Er schlenderte nun umher, bis da es ungefähr eine halbe Stunde vor Einbruch der Nacht seyn mochte, und ging alsdann nach seinem Hause hin und klopfte an die Thüre. Frau Brigitte kam ans Fenster und fragte: wer klopft da? Der Arzt erwiederte: »ich bin's, meine Liebe, mach' auf.« Und wer seyd ihr denn? fiel jene ein. Meister Manente, der nicht laut reden wollte, damit die Nachbaren ihn nicht etwa hörten, antwortete ihr: »komm herunter, so wirst du's erfahren.« Als Frau Brigitte seine Stimme vernahm, auch die Gesichtszüge ihres Gatten wahrzunehmen glaubte, gedachte sie sogleich jenes Briefes, weßhalb sie bedenklich fand, herab zu kommen, und ihn noch einmal ermunterte, seinen Namen und sein Gesuch zu sagen.

»Siehst du's denn nicht, sprach der Doctor, ich bin ja Meister Manente, dein wahrer, rechtmäßiger Gatte, und ich suche dich, meine geliebte Gattin.« Brigitte erwiederte: »Nun Meister Manente, mein Seeliger, kannst du nicht seyn, denn der ist todt und begraben.« »Wie, Brigitte, todt? sprach der Meister; ich bin niemals gestorben; so öffne doch die Thüre; kennst du mich denn nicht, holde Seele, bin ich denn so sehr entstellt? Mach' nur auf und du wirst schon sehn, ob ich todt oder lebendig bin.« »Ey ja, fiel Brigitte ein, ihr mögt wohl jener Schelm seyn, der mir gestern einen Brief geschrieben hat. Schert euch in Gottes Namen fort, wenn mein Mann euch treffen sollte, so möchte es euch übel bekommen.«

Während dieses Gespräches waren viele Leute aus Neugier zusammengelaufen und ein Nachbar nach dem andern machte sich an's Fenster und sagte sein Theil dazu. Frau Dorothee, die Betschwester, welche der Brigitte grade gegenüber wohnte, war die erste, ihr zuzureden. »Nimm dich in Acht, liebe Tochter, sagte sie, das wird am Ende die arme Seele deines seeligen Meisters seyn, die umgeht, um Buße zu thun. Darum sieht es ihm in der Sprache und im Gesicht so ähnlich. Rufe es doch an und beschwöre es, ob es nicht etwas von dir zu begehren hätte.« Brigitte war nahe daran, ihr zu glauben und hub mit sanfter Stimme an: »o du arme Seele, hast du vielleicht etwas auf deinem Ge-

wissen? willst du ein Todtenamt? oder hast du noch was zu bezahlen? Sag nur, was du begehrst, gebenedeyte arme Seele, und geh dann mit Gott.« Dem Meister Manente kam dabey um's Haar das Lachen an, doch betheuerte er immerfort, daß er lebe, und bat, ihn nur einzulassen. Aber die da fuhr fort, ihn zu befragen, ob er die Messe des heiligen Gregor verlange, und bekreuzte sich dabey, und Frau Dorothea fügte hinzu: »o Gott befohlene Seele, wenn du im Fegefeuer bist, so sag es heraus, deine gute Frau wird für dich ein Jubiläum mitmachen und dich daraus erlösen.« Und bey diesen Worten machte sie Ellen lange Kreuze, und sagte jeden Augenblick: »requiescat in pace,« worauf alle Umstehenden sich ebenfalls bekreuzten, sich zurückzogen und den Ausgang in einiger Entfernung abwarteten. Als der Doctor sah, daß Brigitte nicht mehr antwortete, vielmehr mit der Betschwester um die Wette sich bekreuzte, so beschloß er sich zu entfernen, zumal weil das zunehmende Andringen des Volkes ihm Furcht machte. Er ging also raschen Schrittes gegen Sta. Maria novella hin und scheuchte die Menschen, welche in dieser Richtung sich aufgestellt hatten, wie die Rehe auseinander; denn wohin er sich wandte, liefen die Leute schreiend vor ihm davon und bekreuzten sich nicht anders, als wenn sie die Auferstehung eines Todten mitangesehn hätten. Der Meister wandte sich schnell um die Ecke, lief durch einige dunkle Gäßchen und er-

reichte endlich seine Schenke, indem er sich mehrmal umsah, ob das Volk ihm noch nachlaufe. Es blieb ihm nun, wie er für sich selbst dachte, kein andres Mittel übrig, als seine Sache vor den apostolischen Vicarius zu bringen, doch wollte er vorher noch erproben, ob ihn auch Burchiello, sein liebster Freund, und ob ihn der Makler Biondo nicht wiederkenne; er sagte daher dem Amadore, indem er ihm Geld in die Hand drückte, daß er desselben Abends dem Burchiello und dem Biondo gern ein Nachtessen geben möchte, wenn es anders noch möglich wäre. O, das wird schon gehn, sagte Amadore, laß mich nur sorgen; darauf gab er in der Küche die nöthigen Aufträge, nahm seinen Mantel um und ging nach San Giovanni, wo er den Biondo antraf und ihn sogleich mitnahm, indem er ihm sagte, daß er den Abend in Gesellschaft eines Fremden bey ihm speisen solle. Den Burchiello aber trafen sie im Laden des Garbo und es bedurfte bey dem da nicht vieler Worte; denn, wie er hörte, daß es freye Zeche gebe, so wandelte ihn alsobald noch größere Lust an, als jene Andern. Sie trafen also eine Stunde nach Einbruch der Nacht in der Schenke zusammen, es mochte damals im Monath October nahe bey Allerheiligen seyn.

Schon beym ersten Zusammentreffen überraschte den Burchiello die Aehnlichkeit des Fremden mit dem Meister Manente. Dieser empfing ihn mit Höflichkeit und sagte ihm, daß er voll Bewunderung für sein Talent keinen andern

Weg gefunden habe, seine Bekanntschaft zu erwerben, als diesen, ihn zum Nachtessen einzuladen und den Biondo, seinen täglichen Umgang, zur Gesellschaft zu ziehn. Burchiello sagte ihm großen Dank, und darauf setzten sie sich in einem Nebenzimmer, welches für sie vorgerichtet war, mit einander zu Tische und begannen in Erwartung des Bratens verschiedene Gespräche, da ihnen der Meister denn von seinem Leben, Treiben und Anherkommen schöne Lügen aufband. Burchiello hatte dem Biondo schon einmal gesagt, daß ihm eine solche Aehnlichkeit, als diese des Fremden und des Meisters, noch niemal vorgekommen sey, und hinzugesetzt: wenn ich nicht wüßte, daß der da gestorben ist, so würde ich sagen, er ist es ohne allen Zweifel. Unterdessen ließ der Wirth, da Alles in Bereitschaft war, den Salat auftragen und das Brodt und zwey Flaschen Wein vom allerbesten. Sie ließen daher die Gespräche ruhn und machten sich ans Essen. An der Wand saß Burchiello und der Wirth, und draussen Meister Manente und der Makler. Während sie nun aßen, behielt Burchiello den Meister beständig im Auge, und wie es an's Trinken ging, sah er ihn, eben wie's der Meister Manente in der Gewohnheit hatte, zwey Gläser reinen Weines rasch hinab schütten und nachher immerfort Wasser hinzugießen. Dieser Umstand setzte ihn sehr in Erstaunen; als aber gleich darauf gebratene Tauben und Krammetsvögel aufgetragen wurden und jener zuerst die Köpfe

herabriß und aufaß, welche ihm vom ganzen Vogel am besten schmeckten, so war er nahe daran, herauszuplatzen; doch hielt er sich noch zurück, um erst völlig aufs Reine zu kommen. Endlich ward der Nachtisch aufgetragen; Birnen, Trauben und Radieschen von ganz vortrefflicher Art. Da ward er seiner Sache völlig gewiß, weil der Arzt, nachdem er Birnen und Trauben gegessen hatte, die Mahlzeit beschloß und, so sehr man die Rettichlein ihm anrühmte, doch keinen einzigen berührte. Denn es war eine Eigenheit des Arztes, keine Radieschen zu essen, weil er davor so viel Eckel und Widerwillen hegte, daß er eher seine Hände benagt, als davon genossen hätte. Burchiello, der dieß wußte, ergriff nun mit einem schlauen zuversichtlichen Blicke die linke Hand des Fremden, schob den Hemdärmel zurück und erblickte scharf an der Pulsader ein ihm wohl bekanntes Muttermaal mit Wildschweinsborsten und rief nun mit lauter Stimme: »du bist Meister Manente und sollst dich nicht länger verhehlen,« und damit warf er ihm den Arm um den Hals, umarmte und küßte ihn. In scheuer Spannung auf die Antwort des Fremden zogen der Wirth und der Biondo sich etwas zurück. Aber der da erwiederte: »Burchiello, von so viel Freunden und Verwandten bist du der einzige, der mich erkannt hat. Ich bin es, wie du sagst; und ich starb niemals, wie mein Weib und ganz Florenz glaubt.« Jene beiden wurden falb wie Asche, der Wirth bezeich

nete sich mit dem heiligen Kreuze und der Makler wollte davonlaufen, denn sie fürchteten sich vor ihm, wie vor einem Gespenste. Doch Burchiello sprach ihnen Muth ein. »Befühlt ihn nur, sagte er, die Gespenster haben kein Fleisch und Bein, wie dieser, und essen und trinken nicht, wie ihr den da habt thun seyn.« Meister Manente fügte hinzu: »habt keine Furcht, ich habe bis dahin den Tod noch nicht gekostet. Habt nur die Gunst, mich anzuhören; ich will euch Sachen erzählen, die unter dieser Sonne nur einmal geschehen sind.« Mit Hülfe des Burchiello brachte er es nun endlich dahin, daß Biondo und der Wirth ein wenig mehr Zutrauen faßten. Sie riefen darauf den Schaffner, liessen bis auf den Wein und den Fenchel Alles abheben, und sandten die Bursche zum Essen, mit dem Bedeuten, daß sie nicht ungerufen hereinkommen sollen. Darauf schlossen sie die Thüre ab, setzten sich voll Neugierde zurecht und hörten dem Meister begierig zu, der ihnen von jenem Abend an, da er auf die Straße geworfen wurde, alles in der Ordnung erzählte, wie es ihm begegnet war, wobey sie abwechselnd in Gelächter ausbrachen und in Erstaunen geriethen. Als er aber Alles erzählt hatte, fiel Burchiello, der den Kopf auf der rechten Stelle hatte, ihm schnell ins Wort und sprach: »diesen Streich hat dir Lorenzo Medici gespielt.« Die andern setzten sich dem einstimmig entgegen und sagten, es sey dieß durch Hexerey und Zauber geschehn. Aber Burchiello

hielt fest und sagte: »nicht jeder kennt den Kopf da; doch wisset, daß er hindurchführt, was er beginnt, und daß er geheim zu halten und zu verkleiden weiß, was er unternimmt, und thut, was ihm gut dünkt. Es ist nichts Kleines, mit einem zu thun zu haben, der Klugheit und Macht besitzt und von beiden gern Gebrauch macht.« Gegen Manente gewendet, fuhr er dann fort: »ich dachte es längst, daß er dir einen Streich spielen würde, schon seitdem du zu Careggi, als du mit ihm aus dem Stegreif reimtest, ihm eine Unart sagtest. O Manente, Fürsten sind Fürsten und weisen unseres Gleichen auf diese Weise zur Ordnung, wenn wir ihnen zu nahe treten wollen.« Der Arzt meinte dagegen, den Musen sey schon ein freyeres Wort vergönnt, und hatte hundert andere Gründe zur Hand, welche doch nicht verhindern konnten, daß Burchiello's Worte auf ihn Eindruck machten und in seiner Seele einige Zweifel aufregten. Endlich begehrte er von den Uebrigen, daß sie ihm erzählen möchten, was während seiner Abwesenheit geschehen sey, wie er an der Pest gestorben seyn sollte; und hierin konnte er keinen Grund finden, so wenig als die Andern, ja selbst Burchiello schwieg dazu. Doch da es schon spät war, so verlangte der Meister, ehe man aufbrach, das Gutachten seiner Freunde über die Mittel und Wege, aus diesem Gewirre hinauszufinden und zu seinem Eigenthume zu gelangen. Nach vielem Hin- und Herreden wurden sie dahin einig, daß

der Arzt sich an die geistliche Behörde wenden müsse. Hierauf nahmen sie Abschied, und Manente ging mit dem Burchiello zu Hause, weil die Andern doch noch nicht gänzlich im Reinen waren und vor ihm ein heimliches Grauen behalten hatten.

Während dessen war Michelagnolo nach Hause gekommen und hatte von Frau Brigitten vernommen, was vor ihrer Thüre sich ereignet hatte, indem sie hinzusetzte, das Ding sehe von Angesicht und in der Stimme ihrem seeligen Gatten sprechend ähnlich, was mit der Meinung der Frau Dorothee zusammentreffe, daß es seine Seele sey, die aus dem Fegfeuer erlöst seyn wolle. »Was Seele, was Fegfeuer, du Gans, fiel Michelagnolo ihr ins Wort; es ist ein Schelm, ein Beutelschneider und du hast wohl gethan, ihm nicht aufzumachen.« Doch konnte er nicht begreifen, zu welchem Ende jener alle den Spuck begonnen habe, wobey ihm nichts weniger in den Gedanken kam, als dieses, daß Meister Manente von den Todten wieder aufgestanden und frisch und lebendig sey. Vielmehr hoffte er, daß jener Schelm, da ihm der erste Versuch mißglückt sey, die ganze Sache aufgeben werde.

Des andern Morgens hieß Burchiello seinen Gastfreund zeitig aufstehn, ließ ihm Bart und Haar nach dem Gebrauche stutzen und scheeren und bewog ihn, eines von seinen eigenen Kleidern anzulegen, welches jenem aufs Haar paßte. In dieser Umwandlung führte er ihn

in der Stadt herum, wo ihn nun viele Leute erkannten und sogar anredeten. Ja, sein Schwager Nicolajo, und der andere, welcher sich seiner Frauen angenommen hatte, begegneten ihm gleichfalls und es war ihnen dabey, als sähen sie den leibhaften Meister Manente; doch fanden sie eine große Beruhigung in der Ueberzeugung, daß er sicherlich todt sey. Und da Biondo und Amadore in der Stadt die Nachricht verbreitet hatten, daß der Meister Manente wiedergekehrt sey, sein Weib und Gut begehre und den gegenwärtigen Innhaber werde vorladen lassen, so trafen sie alle Gegenanstalten, holten sich in der Sacristey von Sta. Maria Novella und auf dem Pestamte einen Todtenschein, und ließen ihre Nachbaren und den Krämer, welcher zu dem Leichenbegängniß die Kerzen geliefert hatte, sogar den Todtengräber jeden sein Zeugniß ausstellen. Dieser Vorfall machte in Florenz viel Aufsehn, und viele, welche dem Leichenbegängniß zugesehn hatten, wußten durchaus nicht, was sie davon denken sollten.

Meister Manente begab sich nach Tische in Begleitung des Burchiello in die bischöfliche Residenz, erzählte dem Vicar den ganzen Hergang und schloß damit, die Erstattung seiner Ehehälfte zu begehren. Dem Vicar ward bey der Sache nur halb hell, weßhalb er auch die Gegenparthey vorfordern ließ. Als er nun auch diese ihr Theil hatte sagen hören, und so viele gültige Zeugnisse von achtbaren Behörden und guten Leuten ge-

lesen hatte, so schwindelte es ihm nun vollends. Doch, in Erwägung, daß hiebey irgend Jemand müsse um's Leben gekommen seyn, beschickte er heimlich die Herrn*) Achter, welche augenblicklich Häscher hinübersandten. Diese fanden die Partheyen noch in vollem Zanke und verhafteten sie sämmtlich mit alleiniger Ausnahme des Burchiello. Am nächsten Morgen verhörte man zuerst den Manente, dessen genaue und umständliche Erzählung die Gravität der Herrn Achter mehr als einmal aus dem Gleichgewicht brachte; dann wurden die beiden Goldarbeiter vorgenommen, endlich auch die Zeugnisse besichtigt; aus denen hervorging, daß ein Spitaldiener den Kranken gewartet und das Haus von Ansteckung gereinigt habe. In diesem glaubten sie den Mann gefunden zu haben, der den Knoten würde lösen können, und sandten deßhalb augenblicklich in das Spital nach Sta. Maria nuova. Doch der Häscher, den sie gesandt hatten, brachte die Antwort zurück, daß der begehrte Krankenwärter, weil er einen seiner Gefährten im Streit mit einer Scheere verwundet habe, schon vor längerer Zeit davongegangen sey, um der Strafe zu entgehn; und seitdem habe er sich nicht mehr sehn lassen.

Die Herrn Achter ließen nun die Partheyen in das Gefängniß zurückbringen, und unter der Hand die Aecht-

---

*) i Sri Otto, der oberste Magistrat im damaligen Florenz.

heit ihrer Aussagen und beygebrachten Zeugnisse prüfen. Sie erhielten aber durchaus keine befriedigende Auskunft, indem sie von allen Seiten hörten, daß Eines wie das Andere richtig sey. Burchiello, der dem Manente beystehn wollte, begab sich nnn zu einer der ersten Magistratspersonen, welche gleich sehr mit der Magnificenz und mit ihm selbst befreundet war, und machte diese darauf aufmerksam, daß dieß Alles ein Scherz des Magnifico Lorenzo sey, und unterstützte diese Andeutung durch so viel Gründe, daß jener seiner Meinung endlich beyfiel. Dieser Herr schlug daher seinen Amtsgenossen vor, die ganze so verwickelte Streitsache dem Magnifico zu übertragen und ihm deßhalb nach seinem Lustsitze Poggio a Cajano, wo er gerade sich aufhielt, ausführlich zu schreiben. Es ward sogleich von Allen anerkannt, daß Lorenzo hierin der beste Richter seyn würde, mithin der Vorschlag angenommen und dem Kanzler aufgetragen, von Allem, was bis dahin vorgegangen sey, einen umständlichen Bericht abzufassen. Zugleich beschloß man, die Gefangenen zu entlassen und bey Strafe des Stranges ihnen zu verbieten, sich bis zur gänzlichen Entscheidung auf hundert Schritt weit der Straße de 'Fossi zu nähern und mit Frau Brigitten zu reden. Ganz Florenz sprach von dem Handel; vornehmlich Frau Brigitten ward es dabey ganz unheimlich und langweilig. Der Arzt aber zog zum Burchiello und betrieb sein Handwerk eben wie sonst.

Als der Magnifico die Botschaft der Achter empfing, lachte er ganz unermeßlich und ergötzte sich an der unerwartet lustigen Wendung seines Anschlags. Acht bis zehn Tage später kehrte er nach Florenz zurück, da beide Partheyen alsobald um Gehör nachsuchten, aber abgewiesen wurden. Erst Tages darauf ward Manente vorgelassen, als der Magnifico gerade im Begriff war, die Tafel aufzuheben. Es lachte dem das Herz im Leibe, doch zeigte er äußerlich Erstaunen und Mißtrauen und sagte laut: »Meister Manente, ich hoffte bis dahin nicht, dich jemals wiederzusehn; denn man hatte mir für gewiß erzählt, daß du todt seyest. Ich bin aber noch immer nicht völlig überzeugt, ob du nur ein Trugbild, ob du es selbst bist. Der Meister versicherte ihn, daß er wirklich lebe, wollte niederknieen und ihm die Hand küssen, aber Lorenzo sprach: »halte dich fern. Es genüge dir für jetzt, daß ich dich nur auf den Fall willkommen heiße, daß du wirklich lebest.« Der Arzt wollte nun anfangen, seinen Handel vorzutrageu, doch unterbrach ihn der Magnifico, indem er sagte, es sey für jetzt noch nicht Zeit; den Abend, nach Einbruch der Nacht, wolle er ihn anhören, und dabey gab er ihm zu verstehn, daß auch seine Gegner erscheinen werden.

Der Meister dankte für diese Gnade, zog sich ehrerbietig zurück, ging nach Hause und erzählte dem Burchiello, was vorgegangen war. Dieser dachte bey sich selbst, die Sache ist an den Rechten gekommen, der

Magnifico wird seine Lust haben. Doch konnte er nicht voraussehn, welchen Ausgang der Handel noch nehmen werde.

Desselben Abends hatten die beiden Goldarbeiter schon eine Weile die Vorhallen des Palastes ausgemessen, als Meister Manente ebenfalls anlangte, worauf Lorenzo in Gesellschaft mehrerer Herrn, die sämmtlich den Manente recht wohl kannten, in den Saal ging und zuerst die beiden Goldschmidte, dann den Manente jeden einzeln mit wichtiger Miene verhörte. Dann ließ er beide Partheyen zusammentreten und ergötzte sich über die Maaßen an dem gesammten Hergang, vornehmlich aber an den Leidenschaftlichkeiten, welche gesagt wurden. Darüber kam der Vicarius herbey, den der Magnifico hatte begehren lassen, und nahm, nachdem ihm von allen Anwesenden Ehrfurcht erwiesen worden, seinen Platz neben Lorenzo, welcher ihn folgendermaaßen anredete.

»Ehrwürdiger Herr Vicarius, ich will euch nicht bey Streitigkeiten aufhalten, welche ihr schon der Länge nach vernommen habt. Allein nachdem die achtbaren Herrn Achter diese Sache auf mich übertragen haben, so muß ich, ehe ich ein Urtheil fällen kann, den Erweis begehren, ob dieser da der leibhaftige Manente sey, oder nur ein Trugbild des höllischen Geistes, und dieß ist eueren Amtes.« »Ey ja, fiel der Vicarius ihm in die Rede, sagt mir nur auf welche Weise.« »Das will ich,

sagte Lorenzo; ihr müßt ihn von einigen frommen Mönchen, welche sich damit abgeben, den Teufel auszutreiben, förmlich beschwören lassen, und Reliquien herbeyschaffen, welche gegen den Zauber erprobt sind.« »Ihr habt wohlgesprochen, erwiederte der Vicar. Gebt mir sechs bis acht Tage Zeit, um meine Vorbereitungen zu treffen, und wenn er dann den Hammer aushält, so wird man mit Sicherheit annehmen können, daß er lebendig sey.« Hier ersuchte Manente zu Wort zu kommen, allein Lorenzo, der das Vorhaben des Bischofs gelobt und versprochen hatte, nach vorgenommener Seelenprobe das Urtheil zu fällen, entließ nun Jedermann und ging mit den Edlen, die ihn begleitet hatten, zum Nachtessen, wo über diesen seltsamen Vorfall ungemein viel gelacht und gescherzt wurde.

Des andern Tages machte der Vicar, der eine ehrliche Haut und fromme Seele war, im ganzen Erzbißthum bekannt, daß alle Priester und Mönche, die Reliquien besitzen, welche die Tugend haben, den Teufel auszutreiben und Gespenster zu verjagen, diese bey Strafe seines Unwillens innerhalb sechs Tagen zu Florenz in die Kirche Sta. Maria Maggiore bringen sollen. Lorenzo hatte mittlerweile den alten Nepo von Galatrona nach Florenz kommen lassen. Dieser war ein berühmter Hexenmeister und blieb im Hause des Magnifico, der ihn genau von seinem Vorhaben unterrichtete, so lange versteckt, bis man seiner bedurfte.

Es wurde in die besagte Kirche von allen Seiten eine wunderbare Menge von Reliquien zusammengetragen. Am festgesetzten Tage erschien Meister Manente und einige Zeit darauf in Begleitung von etwa dreyßig Geistlichen der Vicarius, der auf einem für ihn bestimmten Sitze Platz nahm und den Meister vorführen und niederknieen ließ. Zwey Mönche von San Marco begannen die Beschwörung, indem sie Evangelien, Psalmen, Hymnen und Gebete über ihn verlasen, ihn mit Weihwasser ganz durchnäßten und sehr beräucherten. Darauf hielten ihm jene Priester, einer nach dem andern, ihre Reliquien vor und ließen sie von ihm berühren; doch veränderte sich unser Meister in keinem Stücke, vielmehr bezeugte er allen seine Ehrfurcht, dankte Gott und flehte den Vicar an, daß er ihn nunmehr für einen wirklichen und lebendigen Menschen erklären möge. Die Kirche war dabey vollgepfropft von Leuten, welche ein Wunder zu sehn hofften. Da drängte sich plötzlich ein junger und rüstiger Mönch durch die Menge, der von Vallombrosa herabgekommen war, wo er für einen großen Teufelsbeschwörer galt, und sprach: »Laßt mich einmal machen; ich will euch bald sagen, ob er besessen ist, oder nicht.« Darauf band er ihm die Hände hing ihm noch einmal St. Philipps Mäntelchen über die Schultern und fing nun an, ihn zu beschwören und zu befragen, worauf der Meister immer in bester Ordnung antwortete. Da das Pfäfflein aber Sachen

vor=

vorbrachte, welche die Steine hätten erweichen können, so konnte der Meister endlich nicht mehr sich enthalten, den Mund zu verziehn, worauf der Mönch ausbrach: »Ho ho, ich hab' ihn!« und ihm schnell ein Paar derber Streiche versetzte und fortfuhr: »wenn du ein Feind Gottes bist, so sollst du mir auf alle Weise weichen.« Dem Meister schien der Scherz ein wenig grob; demungeachtet sprach er mit einiger Ruhe: »beschwöre, so viel du willst.« Aber der grobe Pfaffe stieß ihn auf die Brust und in die Seite und rief: »nur zu, böser Geist, dir zum Trotze, sollst du heraus.« Der Arzt, der nur mit der Zunge sich wehren konnte, rief aus: »du, schlechter Pfaffe, ist das eine Art, mit ehrlichen Leuten umzugehn? Schämst du dich nicht, Faullenzer, Saufaus, meines Gleichen so zu schlagen? Beym Leib des Herrn, ich will mich noch dafür rächen.« Als der Mönch ihn so reden hörte, warf er ihn zu Boden, setzte ihm den Fuß auf den Leib, legte ihm die Hand an die Gurgel, und hätte ihn sicherlich erwürgt, wenn Meister Manente sich nicht aufs Bitten legte, worauf er ihn fahren ließ, weil er glaubte, der böse Geist wolle heraus. Allein als er gerade zu fragen begann: »welch' ein Zeichen giebst du mir?« und was dahin gehört, so gab Monaco, der in Auftrag des Magnifico mit dem Nepo in die Kirche gekommen war, dem letzteren den Wink, daß es nun Zeit sey, aufzutreten. Nepo setzte sich also in Bewegung, indem er mit lauter Stimme rief: »aus dem Wege, liebe Leute, macht mir Platz, ich

muß mit dem Vicarius reden, ihm die Wahrheit aufzuklären.« Die hohle Stimme und der Anblick des Alten, welcher groß und geradegewachsen, kahlköpfig, und im Gesichte lederbraun und hager war, der einen langen schwarzen Bart und seltsame Kleider trug, schreckte Jeden aus seinem Wege; worauf er langsam und feyerlich vor den Vicarius trat und begehrte, den Pfaffen zu entfernen, was dem Manente große Hoffnung gab. Alsdann sprach er: »Damit nach Gottes Willen die Wahrheit bekannt werde, verkündige ich euch, daß Meister Manente niemals starb, und daß Alles, was ihm begegnet ist, durch meine Zauberey und durch teuflische Künste sich ereignet hat. Ich bin Nepo von Galatrona, der die höllischen Geister ausrichten läßt, was mir gefällt. Ich war es, der ihn, da er vor San Martino auf der Gasse schlief, von meinen Teufeln in einen bezauberten Palast tragen ließ, und späterhin in den Wald der Vernia. Ich war es, der ein Teufelchen seine Gestalt annehmen und sterben ließ, welches am Ende an seiner Statt beerdigt wurde, woher alles Uebrige entstanden ist, was ihr wißt. Und dieses habe ich vollführt, um eine Beleidigung zu rächen, welche einstmals sein Vater mir zugefügt hatte, denn es lag ausser meiner Gewalt, mich an dem zu rächen, weil er jederzeit ein Amulett trug, auf dem das Gebet des heiligen Ciprian geschrieben war. Und um euch alles Zweifels zu überheben, lade ich euch ein, die Grabstätte

zu öffnen, worin jener begraben wurde, den ihr für den Manente nahmet; dort werdet ihr deutliche Zeichen sehn. Wenn dieses der Fall nicht seyn würde, so gebe ich euch das Recht mich einen Betrüger und Lügner zu nennen und mir das Haupt abzuschlagen.«

Der Vicar und die Umstehenden hatten ihm aufmerksam zugehört; alles Volk gaffte ihn an und Meister Manente hätte ihn mit den Augen durchbohren mögen. Um sich nun völlig zu überzeugen, beauftragte der Vicar zwey Mönche von San Marco und zwey andere von Sta. Croce, sogleich hinzugehn und jenes gebenedeyte Grabmal zu öffnen; mehrere Geistliche und viele andere Leute folgten ihnen nach. Nepo blieb mit dem Meister neben dem Vicarius stehen; beiden war halb und halb vor ihm bange, daß sie kaum wagten, ihm ins Gesicht zu sehn. Unterdessen waren die Mönche mit den Uebrigen auf dem Kirchhofe von Sta. Maria novella angelangt, hatten den Sacristan herbeygerufen, um das Grabmal sich zeigen zu lassen, in welchem der Leib des Arztes war beygesetzt worden. In diesem hatte der Monaco auf Befehl des Lorenzo vor Tagesanbruch eine ganz schwarze Taube verschlossen, welche aus dem Taubenschlage des Magnifico zu Careggi genommen war, vortrefflich flog und ihren Schlag meisterlich wieder aufzufinden verstand, da sie sogar von Arezzo und Pisa her dahin zurückgekehrt war. Uebrigens hatte Monaco das Begräbniß so ge-

schickt wieder verschlossen, daß man durchaus nicht wahrnehmen konnte, daß es so neulich war geöffnet worden.

Der Sacristan setzte nun den Griff an und zog den Schlußstein in die Höhe, wo denn in Gegenwart von mehr als tausend Menschen jene Taube, die man ihrer Farbe willen die Kohle nannte, in einem Fluge das Weite suchte, sogleich so hoch stieg, bis sie Careggi erblickte und alsdann seitwärts flog. Alle Umstehenden ergriff darüber Schrecken und Entsetzen, jeder rief seinen Heiligen an und lief ohne zu wissen, wohin. Der Sacristan fiel rücklings zu Boden und der Stein über ihn her, was ihn so schwer am Schenkel beschädigte, daß er eine längere Zeit daran zu heilen hatte. Nun liefen die Mönche mit einer großen Menge Volks nach Sta. Maria Maggiore zurück und riefen das Wunder aus. Der eine sagte, es sey ein Teufelchen herausgekommen genau in der Gestalt eines geflügelten Eichhorns; andere behaupteten, es habe einer Schlange geglichen, noch andere einer Fledermaus. Aber die meisten betheuerten, es sey ein rechtes Teufelchen gewesen, einige wollten sogar die Hörnlein und den Gänsefuß erkannt haben.

Als nun der ganze Haufe beynahe im Laufe in die Kirche strömte, wo der Vicar, Meister Manente und andere den Ausgang erwarteten, so ward das Gedränge so groß und der Andrang der Neugierigen so heftig und verworren, daß Nepo, von dem Monaco und von den Stallknechten gedeckt, sich unbemerkt der

Seitenthüre nähern konnte. Er ging hinaus, bestieg ein gutes Pferd, welches für ihn in Bereitschaft stand, und kehrte heim, wie ihm befohlen war.

Nachdem der Vicarius den Hergang am Grabe von den Mönchen vernommen hatte, blickte er staunend und etwas verwirrt umher, ob er des Nepo nicht ansichtig würde; darauf, als er ihn nicht mehr sah, rief er laut, daß man ihn aufsuchen und verhaften solle, denn er wolle diesen Zauberer auf alle Weise verbrennen. Da er nun nirgendwo zu finden war, so glaubte man allgemein, er sey durch Zauberkraft unsichtbar geworden.

Der Vicarius entließ nun die Priester und Mönche, indem er ihnen sagte, daß sie ihre Reliquien nach Hause tragen könnten, und begab sich in Gesellschaft des Meisters nach dem Palast Medici, um den Magnifico aufzusuchen. Burchiello aber hatte mit einem vertrauten Freunde Alles aus der Ferne angesehen und so viel gelacht, daß ihn die Kinnladen schmerzten. Die beiden Goldarbeiter waren ebenfalls Zeugen des Vorgangs gewesen und folgten höchst mißvergnügt und sehr verwundert dem Vicar nach, um so früh als möglich aus diesem Labyrinthe herauszufinden.

Der Magnifico, welcher von einem Vorgang zum andern fortgehende Nachricht erhalten hatte, konnte sich kaum des Lachens enthalten, da ihm die Ankunft des Vicar's gemeldet wurde. Dieser trat mit dem Rufe herein, daß er die Polizey in Anspruch nehme, um den Nepo einzufangen. Lorenzo stellte sich befremdet, ließ sich Alles noch einmal erzählen, und sprach darauf:

»ehrwürdiger Herr Vicar, nur sachte um Gotteswillen in Allem, was den Nepo angeht. Sagt nur, was ihr vom Manente haltet.« »Ich sage, erwiederte der Vicar, daß es keinem Zweifel unterliegt, daß er es selbst ist und daß er lebt.« »Nun dann, sprach Lorenzo, so will ich das Urtheil fällen, damit diese armen Leute endlich einmal aus den Dornen herauskommen.« Er ließ hierauf Nicolajo und Michelagnolo, die er unter der Menge wahrgenommen hatte, hervortreten und in Gegenwart des Vicars und anderer Leute von Auszeichnung mit dem Manente Frieden machen, was sie mit saurem Gesichte vollzogen, indem sie sich gegenseitig entschuldigten und dem Nepo Alles aufluden. Hierauf fällte der Magnifico folgendes Urtheil. »Michelagnolo solle den nächsten Tag hindurch alles Geräth, welches er zugebracht habe, aus dem Hause des Arztes fortschaffen; Brigitta solle mit vier Hemden und einem einzigen Anzuge in das Haus ihres Bruders zurückkehren, und dort ihr Wochenbette abwarten. Nach ihrer Niederkunft solle es dem Michelagnolo frey stehen, ob er das Kind nehmen wolle, oder nicht. Wolle er es nicht, so könne es der Doctor zu sich nehmen; verschmähe es auch dieser, so solle man's in's Findelhaus senden. Michelagnolo trage die Kosten des Kindbettes. Der Meister könne mit seinem Söhnlein das Haus beziehen, sobald es geräumt worden, und müsse Brigitten nach ihrem ersten Kirchgang wieder zu sich nehmen und sie halten, als wenn gar nichts geschehen wäre.

Dieses Urtheil gefiel allgemein. Der Meister und die Goldarbeiter dankten dem Magnifico und gingen ganz wohlgemuth von dannen. An demselben Abend speisten sie alle drey mit einander bey Frau Brigitten, wobey Burchiello gegenwärtig war, in dessen Hause der Meister noch einmal sein Nachtquartier nahm.

Der Vicar war bey dem Magnifico zurückgeblieben, und bestand nun von neuem darauf, den Nepo einzufangen und ihn verbrennen zu lassen. Allein Lorenzo wendete ein, daß es besser seyn werde, sich ruhig zu verhalten; zunächst, weil es schwer seyn dürfte, seiner habhaft zu werden, weil er hundert Mittel und Wege besitze, allen Nachforschungen zu entgehn, z. B. indem er sich unsichtbar mache, oder gar verwandle, da Gott nun einmal dem Hause von Galatrona diese Macht verliehn habe, man wisse doch nicht einmal, ob nicht zu einem guten, nur den Menschen unbegreiflichen Zwecke. Uebrigens laufe man Gefahr, von ihm behert zu werden, wenn er merken sollte, daß man ihm übel wolle. Er könne sie etwa stumm machen, ihnen den Mund oder die Augen im Kopfe verdrehen und so fort ins Unendliche. Der Vicar, der, wie wir wahrgenommen haben, eine sehr gute Seele war, fiel sogleich der Meinung des Lorenzo bey, entschuldigte sich seines Eifers willen, und versprach, nicht mehr davon zu reden, wie er denn wirklich in der Folge weder im Guten noch im Bösen jemals mehr des Nepo erwähnte.

Des andern Tages räumte Michelagnolo das Haus

des Meisters und Brigitte zog zu ihrem Bruder hinüber, so daß der Arzt wieder in den Besitz seines Eigenthumes gelangte und mit seinem Söhnlein sich gütlich that. Dazumal sprach man zu Florenz von nichts anderem, und Nepo trug vornehmlich beym Volke einen großen Namen davon. Meister Manente aber, der Alles ehrlich glaubte, pflegte in der Folge zu sagen: »was der Vater ißt, das bleibt bisweilen dem Sohne an den Zähnen hängen«, und ließ sich nicht dadurch irre machen, daß Burchiello, und am Ende sogar der Magnifico selbst, eben wie der Monaco und jene Stallknechte, öffentlich den wahren Hergang der Sache erzählten. Im Gegentheil, er kaufte viele Gebete zum heil. Ciprian, die er beständig auf dem Leibe trug und auch Frau Brigitten tragen ließ. Diese gebar mit der Zeit ein Söhnlein, welches Michelagnolo zu sich nahm und bis ins zehnte Jahr auferzog. Als dem Knaben in diesem Alter der Vater starb, so machten ihn seine Verwandte im Kloster Sta. Maria novella zu einem Münchlein, wo er im Fortgang der Zeit sehr gelehrt wurde und zu einem großen Redner gedieh, worauf er seiner spitzfündigen Gedanken und lieblichen Scherze willen von den Leuten Bruder Saugesüß genannt wurde. Meister Manente aber wuchs mit Hülfe seiner Brigitta an Wohlstand und Nachkommenschaft, und feyerte alljährlich das Fest des heil. Ciprian und setzte jederzeit seine Zuversicht auf diesen Heiligen.

••••••••••••••

Sechzehntes Jahrhundert.

Die Novellensammler dieses Zeitraums zehren durchgehend von altem Vorrath; nur Bandello, den der deutsche Leser bereits aus einer bequemen Uebersetzung kennt, erzählt abwechselnd Ereignisse aus dem Leben seiner Zeitgenossen, welche eine empörende Zuchtlosigkeit bezeichnen. Als ich nun schon verzweifelte, zur Sittengeschichte dieses Jahrhunderts aus Novellisten Beyträge zu erhalten, entsann ich, daß der Uebersetzer des Straparola die nachfolgende Erzählung von seiner Auswahl ausgeschlossen hatte, weil sie in der That nicht in den Plan seines Werkes gehört. Straparola verspottet darin jene Abspannung und bis zur Virtuosität getriebene Unthätigkeit der niederen Volksklassen, welche in verschiedenen Ländern des Mittelmeeres noch immer wahrgenommen wird. Es ist merkwürdig, daß alle frühere Novellen, mit Ausnahme jener ganz alten, welche ich gleich anfangs berührt habe, von keinem eigentlichen Gesindel erzählen; daß nur Blinde als Bettler vorkommen; woraus

ich schliessen möchte, daß es wenigstens im Bezirk der freyen Städte, aus denen die Novellisten sämmtlich hervorgingen, kein Gesindel gegeben habe, bis Handel, Gewerbe und bürgerliche Wohlfahrt gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ihre Endschaft erreichten. Von dieser Zeit an nahm das Uebel reissend überhand, obgleich ihm wenigstens in Toskana die väterliche Sorgfalt der Regierung Peter Leopolds sehr gründlich entgegenwirkte. Die kunstgerechte Faullenzerey römischer Bettler und Schelme lieh einem ganzen Kunstzweige, den Bambocciaten, den Stoff und ward um das Jahr 1600 von dem geistreichen Verfasser des Guzman de Alfarache zu einer trefflichen Episode benützt. Doch wie sich Alles am Ende verflacht, so würde man gegenwärtig selbst in Rom Mühe haben, Spuren jener wohlgeregelten Miliz der Faulheit zu finden, welche dem spanischen Dichter zu seiner Schilderung gesessen hat. Die Armensuppen der Klöster und das Polizeysystem der Franzosen, welches letztere auch unter der gegenwärtigen Regierung fortdauert, haben wechselsweise darauf hingewirkt, den unternehmenden Geist der Bettler abzustumpfen und ihren vor Zeiten so wohl berechneten Unternehmungen alle Auswege abzuschneiden.

Die nachstehende Erzählung des Straparola ist übrigens, wie man auf den ersten Blick wahrnimmt, durchaus erdichtet. Sie ist indessen Karikatur vorhandener Gebrechen, und nach einzelnen Beobachtungen, die sich mir darge-

boten haben, nicht einmal so übertrieben, als man im gegenwärtigen Norden wohl denken möchte.

Zunehmende Indolenz des niedern Volkes.

Auf einem Kreuzwege unweit Siena begegneten sich, etwa vor zwey Jahren, drey Bursche, die zwar noch ziemlich jung waren, doch in jeglicher Art der Untauglichkeit und Faullenzerey den ältesten Greisen nichts nachgaben. Von diesen hieß der eine Gierling, weil er gefräßiger war, als die übrigen; der andere Krätzling, weil er oft an sich zu schaben hatte; den dritten aber nannte man Sinnerling, weil es ihm an der gehörigen Besinnung fehlte. Diese verabredeten sich, ihr Glück jen Parma zu versuchen, und waren gerade auf dem Wege dahin, als dem Gierling vom Boden her ein kostbar Juweel in die Augen leuchtete. Krätzling aber war der erste, darauf hinzudeuten, und Sinnerling hob den Ring gar vom Boden auf und steckte ihn an den Finger. Nun erhob sich unter ihnen ein Streit, wer das Kleinod behalten solle; denn Gierling wollte es zuerst gesehn haben, Krätzling hatte zuerst darauf hingezeigt und Sinnerling hatte es vom Boden aufgenommen. Nach kurzem Wortwechsel kam es darüber zu einer ernstlichen Schlägerey und schon waren sie alle von den heftigen Stößen blutrünstig geworden, als Herr

Gavardo, ein vornehmer und mächtiger Mann, des Weges geritten kam. Anfangs hielt er sie für Straßenräuber und war im Begriffe umzulenken. Dann faßte er sich ein Herz, ritt auf sie zu und fragte nach der Ursache ihres Streites. Sie erzählten ihm nun den ganzen Hergang, worauf er sich erbot, ihr Schiedsrichter zu seyn, worin jene alsobald einwilligten.

Nun begehrte er vor allen Dingen den Ring; dann endschied er, daß er dem gehören solle, welcher innerhalb der nächsten Wochen das schönste Faullenzerstück vollbracht haben würde.

Jeder versuchte nun sein Bestes. Gierling fand einen Herrn. Dieser hatte eines Tages Feigen eingekauft, welche gerade das Neue vom Jahre waren. Gierling ging hinter dem Herrn drein; allein, weil er von Natur eben so lüstern, als faul war, nahm er gemählich eine der Feigen und ließ sie bey Kleinem in den Schlund hinabgehn. Diese Feige hatte einen guten Geschmack, welches veranlaßte, daß Gierling noch einige andere heimlich hinabschluckte. Endlich erwischte er eine von ungewöhnlicher Größe und schob sie auf Weise der Affen in die Backentasche, denn er fürchtete, sein Herr möge sich doch einmal umsehn. Was er gefürchtet hatte, geschah bald darauf; der Herr schaute um und glaubte wahrzunehmen, daß sein Diener einen geschwollenen Backen habe. Als er darauf näher zusah, so schien es sich wirklich so zu verhalten. Er fragte: »was fehlt dir, daß deine Backe so sehr geschwollen ist?« Aber

Gierling blieb stumm und erwiederte nichts. Der Herr wunderte sich sehr und sprach: »Gierling reiß den Rachen auf, damit ich sehe, was dir fehlet.« Aber der Pinsel wollte weder reden noch den Mund öffnen. Und jemehr der Herr sich abmühte, ihm die Zähne von einander zu bringen, um so mehr biß er sie zusammen. Endlich führte ihn sein Herr in eine nahe Badstube und zeigte das Uebel einem Feldscheer, damit nicht Schlimmeres daraus entstehe. »Meister, sprach er, meinem Diener ist ein seltsam Uebel zugestoßen; ihm ist die Backe so geschwollen, daß er weder reden noch den Mund öffnen kann. Ich fürchte, er möge mir ersticken. Der Feldscheer betastet die Backe ganz sänftiglich und spricht: »mein Sohn, sag, was fühlest du?« Aber der spricht kein Wort. »Oeffne den Mund.« Er rührt sich nicht. Der Feldscheer versucht darauf, ihm das Maul mit einem Eisen aufzubrechen; allein es geht nicht. Endlich faßt der Feldscheer den Entschluß, ihm das vermeintliche Geschwür zu öffnen, und der Faullenzer hält stille dazu. Da nun der Feldscheer die Wunde zu drücken beginnt, um das Geschwür auszuleeren, so kommt nichts hervor, als gesundes Blut und das Fleisch der Feige. Als der Herr die Feige sah, ließ er ihn erst heilen, und darauf jagte er ihn fort.

Krätzling hatte schon deßhalb keinen Dienst gefunden, weil man ihm den Taugenichts gar zu deutlich ansehn konnte. Nachdem er also seine Paar Kreuzer verzehrt hatte, so blieb ihm nichts übrig, als von Thüre

zu Thüre betteln zu gehn. Nachts schlief er in offenen Vorhäusern, bisweilen auch wohl im Walde. Einstmals langte er gegen die Nacht bey einem verfallenen Gebäude an, ging hinein und fand darin einen Misthaufen mit etwas Stroh, auf dem er sich so gut als möglich einrichtete und bald für Müdigkeit einschlief. Mittlerweile erhob sich ein mächtiger Windsturm mit einem Ungewitter, welches die Erde erbeben machte, so daß es die ganze Nacht nicht aufhörte zu regnen. Und, weil das Dach in schlechtem Stande war, so fiel ihm ein Regentropfen auf das linke Auge, wovon er aufwachte. Obgleich nun ein Tropfen nach dem andern auf dieselbe Stelle herabfiel und ihn die ganze Nacht nicht mehr schlafen ließ, so war seine Faulheit doch so groß, daß er nicht vom Flecke rücken mochte, vielmehr die ganze Nacht sein Auge dem Tropfenfalle Preis gab, nicht anders, als ob es ein unempfindlicher Stein gewesen wäre. Diese Tropfen fielen so häufig und waren so eisig kalt, daß der Tropf darüber an einem Auge erblindete. Als Krätzling Morgens darauf von seinem Lager aufstand, um etwas Nahrung zu erbetteln, so entdeckte er, daß ihm das linke Auge versage. Er glaubte anfangs zu träumen, doch, als er wiederholt das Rechte zugedrückt hatte, so überzeugte er sich, daß er am Linken völlig blind geworden sey. Hierüber empfand er eine unsägliche Freude, denn nach einer solchen That schien ihm der Ring nicht mehr entgehn zu können.

Sin-

Sinnerling aber verheyrathete sich mit einem Weibsbilde, welches Beduina hieß und ihm an Trägheit nichts nachgab. Als beide eines Abends nach dem Essen vor der Thüre saßen, um der Kühle zu genießen, denn es war in der heissen Jahreszeit, so sprach Sinnerling zu seiner Hälfte: »mach das Haus zu, denn es ist nach gerade Zeit, zu Bette zu gehn.« Hierauf entgegnete sie: »thu' es selbst.« Sinnerling beschloß den Wortwechsel, indem er sprach: »Beduine, wir wollen einen Vertrag machen: wer von uns beiden zuerst spricht, der soll das Haus verschließen.« Hierein willigte das Weibsbild, welches von Natur faul und aus Gewohnheit halsstarrig war. Aus Furcht, in die verabredete Strafe zu verfallen, wagte nun weder Sinnerling, noch Beduina auch nur ein Wörtchen zu reden. Das wackere Weib ward endlich schläfrig, ließ ihren Gatten auf einer Bank ausgestreckt im Vorhause liegen, ging in die Kammer und legte sich zu Bette. Nicht lange darauf kam der Diener eines Edelmanns des Weges, dem in seiner Laterne das Licht ausgegangen war. Als dieser die Hausthüre offen sah, ging er hinein und rief: »Heda, ist Niemand da! Wollt ihr mir wohl das Licht anzünden?« Aber es antwortete keiner. Als der Diener nun näher trat, sah er den Sinnerling mit offnen Augen auf der Bank ausgestreckt, sprach ihn noch einmal um die Gunst an, sein Licht anzünden zu dürfen, erhielt aber jetzt eben so wenig eine Antwort, als das erste Mal. Der

Diener ging nun einem Lichtschimmer nach, welcher aus der Kammer zu kommen schien, fand aber auch dort Niemand, als die Beduina, welche im Bette lag. Er redete sie an, rüttelte sie; sie gab aber weder Laut noch Regung von sich, aus Furcht in die vorbesagte Strafe zu verfallen. Sie schien dem Diener hübsch und jung zu seyn. Als der Diener nun sein Licht wieder angezündet hatte und fortgegangen war, erhob sich Beduina aus dem Bette und kam ins Vorhaus, wo sie ihren Mann wachend ausgestreckt fand, und sagte ihm vorwurfsweise: »du bist mir ein sauberer Ehemann; die Hausthüre bleibt die ganze Nacht unverschlossen und verwegene Mannsbilder kommen herein, ohne daß du die Hand rührest, sie abzuwehren.« Der Faullenzer steht darauf von der Bank auf und spricht: »geh', mach' das Haus zu, dumme Gans. Endlich habe ich dich erwischt. Du glaubtest, ich solle es zuschließen, aber nun bist du daran geblieben. Auf diese Weise züchtigt man die halsstarrigen Weiber.« Beduina sah, daß sie die Wette verloren hatte, tröstete sich, verschloß die Thüre und ging mit ihrem Kreuzträger zu Bette.

Da nun an dem vorausbestimmten Tage alle drey vor Herrn Gavardo erschienen, und Jeglicher seine Thaten berichtete, so fühlte sich, Alles reiflich erwogen, der Richter nicht competent, über so gleichgestellte Ansprüche zu entscheiden. Er nahm daher den Ring, und warf ihn auf die Erde, und sprach: es habe ihn, wer ihn nimmt.

Siebenzehntes Jahrhundert.

Vor einigen Jahren kaufte ich zu Florenz einen Band mit handschriftlichen Aufsätzen in italienischer Sprache, welche dem Anschein nach sämmtlich von einer Hand und noch vor dem Jahre 1700 ins Reine geschrieben sind. Die italienischen Gelehrten damaliger Zeit hatten die Gewohnheit, Schriften, die ihnen merkwürdig, aber nicht geradehin für den Druck geeignet waren, sauber abschreiben und ohne Rücksicht auf die mögliche Verschiedenheit des Inhalts gemeinschaftlich einbinden zu lassen. Auf diese Weise fand sich die nachstehende Denkschrift mitten unter sehr verschiedenartigen, doch meist historischen Aufsätzen. Sie ist verworren und weitschweifig geschrieben, ihre Abschrift nicht ohne Schreibfehler und Auslassungen, die ich soviel, als möglich verbessert habe. Im Uebrigen darf man auch voraussetzen, daß sie einseitig und, wenn gleich für die gerechtere Sache, doch immer partheylich sey. Allein, sollte gleich manche Angabe, auf welche sie sich stützet, verdächtig oder ungegründet seyn, so ist doch schon die Möglichkeit der mit-

getheilten Gerüchte und Beschuldigungen höchst merkwürdig, und abgesehn vom Einzelnen, gewähret das Ganze unstreitig die deutlichste Anschauung jener Verwirrung aller Begriffe von Recht, Tugend und Ehre, welche, obgleich weniger blutig und mehr ins Weichliche gezogen, doch in einigen Landschaften Italiens noch immer obwaltet. Von dem Ereignisse selbst habe ich mir keine ausführlichere Kenntniß erwerben können. Es hat nicht genug Aufsehn erregt, um in der allgemeinen Geschichte jener Zeit Platz zu gewinnen; denn es war nur ein gewöhnlicher Vorfall, den man auch wohl nicht ohne Gefahr im Lande bekannt machen konnte, weil die Machthaber durch thätige Theilnahme oder schwache Nachgiebigkeit dabey sich bloß gegeben hatten. Die nähere Erörterung dieser Angelegenheit müßte aus den geheimen Archiven der bolognesischen Provinzialregierung oder aus den Papieren der betheiligten Familien hervorgezogen werden, welche, wenn sie überhaupt etwas der Art enthalten, doch, wie man vermuthen darf, wenig zugänglich seyn möchten.

Uebrigens dürfte es nicht schwer fallen, aus den Familiengeschichten des Kirchenstaates viele ähnliche Ereignisse an das Licht zu ziehn. Nur sind die etwas älteren Begebenheiten dieser Art, (z. B. die Ermordung des letzten Herzogs Savelli, welche in einer neueren Geschichte von Aricia erzählt wird, oder die noch bekannteren Schicksale der Beatrice Cenci) noch nicht von

aller Schönheit des Charakters entblößt, wie die unsrige, welche in einen viel tieferen Abgrund von Niedrigkeit und Bosheit schauen läßt, als der offenbar höchst unbefangene Erzähler zu ahnden scheint.

Erklärung der Gräfin Diana Zambeccari von Bologna, belangend die Ermordung des Johanniterritters Zampieri, welche zu Bologna den sechsten Julii (1672) erfolgt ist.

Die gegenwärtige Darstellung, deren schmucklose Deutlichkeit das Gepräge der Wahrheit trägt, soll die früheren und jüngsten Beweggründe entwickeln, welche den Zwist des Ritters Gabriel Zampieri mit dem Grafen Anton Joseph Zambeccari herbeygeführt haben. Man wird aus diesem Berichte kennen lernen, daß nicht gekränkte Gattenehre, sondern ein lange verhohlener Hader den Zambeccari bestimmte, den Ritter Zampieri zu ermorden, obgleich der erste versucht hat, seine Gewaltthat durch das Vorgeben einer Ehrenpflicht zu beschönigen.

Wohlunterrichtete Personen behaupten, daß der Graf Zambeccari gegen den Ritter Zampieri, schon ehe der letzte gegen das Ende Aprils 1671 nach Bologna

kam, einen Haß gefaßt hatte. Als Grund geben sie an, daß dem Ritter Zampieri, nachdem er zu Rom (der Sage nach) den Canonicus Griselli erschlagen hatte, einmal die Aeusserung entfahren sey: der Graf Zambeccari habe ihm bey dieser That heimlich Beistand geleistet. Wir lassen dieses auf sich selbst beruhen und begnügen uns, für gewiß anzugeben, daß Obiges allgemein behauptet wurde, weßhalb in einer Sitzung vor Monsignore Giudici, welcher dazumal Vicelegat war, ein öffentlicher Beamte, welcher jenes Gerücht zu Rom vernommen hatte, zu Monsignore sprach: Ew. Gnaden werden sehn, daß diese beiden Edelleute binnen kurzem an einander gerathen. Demungeachtet besuchte der Graf den Ritter alsobald nach dessen Ankunft und bezeigte ihm wenigstens äußerlich eine gewisse Herzlichkeit. Als der Graf darauf im September auf sein Landhaus ging, so lud er den Ritter wiederholt zu sich ein und begegnete ihm mehr gleich einem Bruder, als gleich einem entfernten Verwandten.

Bald nach der Ankunft des Ritters äußerte der Graf mehr als einmal gegen eine nahe Verwandte, daß es ihm beschwerlich falle, verheyrathet zu seyn, zumal weil seine Frau ihn beständig in den Augen habe; er werde aber Mittel finden, sie entweder in ein Kloster zu bringen, oder ihren Verwandten zurückzuschicken; denn er wolle ungebunden seyn, um eine Reise zu machen. Zu seiner Gattin sagte er aber: Diana, ich wünschte,

daß du in ein Kloster gingest. Diese erwiederte ihm: was würde die Welt dazu sagen? Man würde mir sicherlich alles Ueble nachreden. Der Graf sagte hiezu: es giebt schon Ausreden; und wenn ich meine Launen gebüßt haben werde, so will ich das Meinige thun, um deinen guten Namen zu sichern. Die Gräfin achtete nicht auf diese Reden; einmal, weil sie aus großer Liebe zu ihrem Gatten seine Beleidigungen übersah, und dann, weil es nicht ungewöhnlich war, den Grafen thörichte und zwecklose Dinge reden zu hören. Diese Verwirrung in den Lebensgeistern des Grafen entsprang, wie man mit gutem Grunde vermuthet, aus seiner Liebe für die Dame Laura Marescotti, welche letztere eine unbedingte Herrschaft über ihn ausübte. Diese Leidenschaft hatte schon vor dem Tode des Ercole Marescotti ihren Anfang genommen, weßhalb die Dame Laura, als ihr Gemahl unerwartet nach Bologna zurückkehrte, den Grafen vor ihm warnte; worauf dieser seine Begleitung verstärkte. Für letztere Sache giebt es Zeugen, welche die Wahrheit erhärten können. Der Graf setzte ein so großes Vertrauen in die Dame Laura, daß er schon, da ihr Gemahl noch lebte, doch heimlich und Nachts, zu ihr ins Haus kam. Demungeachtet hegte der Graf, wie Niemand unbekannt ist, einen so heftigen Haß gegen die Familie Marescotti, daß er acht Jahre zubrachte, *)

*) Nemlich, weil ihm die Absolution nicht ohne das Versprechen, sich redlich auszusöhnen, ertheilt werden konnte.

ohne zu beichten, und betheuerte, sich niemals mit jenem Hause auszusöhnen, weil es, wie er behauptete, nach abgeschlossenem Vergleiche noch versucht habe, ihn zu vergiften. In der Folge, als Ercole Marescotti gestorben war, ward der Graf auf den Grafen Rinieri eifersüchtig; und während man daran arbeitete, diese beiden Herrn zu versöhnen, fanden auch zwischen der Dame Laura und dem Grafen Unterhandlungen statt. Denn, da anfangs alle Hoffnung verloren schien, die Partheyen zu vereinigen, sandte die Dame Laura dem Grafen folgende Botschaft: »ist es wohl billig, Graf, mich so zu behandeln? Ich habe euch das Leben meines Gemahls aufgeopfert, und ihr behandelt mich mit so wenig Dankbarkeit, daß ihr die Familie anfeindet, die mir gegenwärtig Schutz gewährt. Wartet wenigstens den Augenblick ab, da ich sie verlassen haben werde. Diese Worte vertraute der Graf alsobald einem Cavalier, welcher gerade gegenwärtig war, und wenig Tage darauf erfolgte die Aussöhnung.

Bald nach diesem Vorfall faßte der Graf Eifersucht gegen einen öffentlichen Beamten dieser Stadt, dessen Namen wir aus Schonung verschweigen wollen; und, wie es in seiner Gemüthsart lag, begann er nun, bald die Dame als ein Ungeheuer von Zuchtlosigkeit darzustellen, bald sie in den siebenten Himmel zu erheben. Diese Reden kamen endlich der Diana zu Ohren, was den Grafen bewog, seine Leidenschaft nur noch gegen

die Gönner der Dame Laura laut werden zu lassen. Denn die Verwandten der Gattin des Grafen versuchten, ihn von dem Gegenstande seiner Leidenschaft abzuziehn, doch auf der andern Seite bemühten sich die Angehörigen der Dame Laura, ihn in deren Gunst zu setzen, weil sie hofften, sie bürgerlich zu Grunde zu richten und hiedurch ihres Vermögens Meister zu werden. Aber die Dame Laura, welche die Gemüthsart des Grafen kannte und wußte, wie übel er von ihr geredet hatte, brannte schon, da der seelige Herr Francesco Maria de 'Bovi noch lebte, vor Begierde, ihn auf alle Weise zu Grunde zu richten. Man glaubt allgemein, daß die Dame Laura den Grafen Zambeccari herzlich gehaßt habe, während er auf obbemeldeten Monsignor Vicelegaten eifersüchtig war; denn es ist gewiß, daß die Dame Laura auf einen Diener des Grafen hat schiessen lassen, wie es aus dem Verhör eines Banditen erhellt, der im vorigen Jahre hingerichtet worden ist. Dieses Banditen willen faßte die Dame einen Haß gegen den Ritter Zampieri, den sie jedoch damals noch verbarg. Ja, man überging sogar eine frühere Veranlassung zur Feindschaft, nämlich die Verwandschaft des Ritters mit dem Hause Bovi,*) welche den neuen Haß der Dame Laura wohl nähren mochte.

---

*) Die Beziehungen des Hauses Bovi werden von dem Erzähler als bekannt vorausgesetzt, und bleiben uns daher undeutlich.

Als jener Mörder nun mit zweyen andern, welche ebenfalls im Dienste der Dame Laura standen, im Gefängniß saß, so sagte man allgemein, daß der Ritter Zampieri, es ist gleich, ob aus eignem oder fremdem Antrieb, auf alle Weise ihre Hinrichtung zu befördern suchte. Er gab sogar dem Grafen, um ihn zu verpflichten, die Nachricht, daß einer dieser Mörder derselbe sey, welcher, wie schon erwähnt worden, auf seinen Diener geschossen hatte. Der Graf, welcher dazumal des Vicelegaten willen mit der Dame Laura überworfen war, suchte die Hinrichtung des Mörders zu befördern, und ergriff alle Rechtsbehelfe, ihn auf die Richtstätte zu bringen, während der Vicelegat die Ueberführung des Verbrechers zu verhindern suchte, wie der Legat öffentlich geäußert hat, indem er zugleich über das Verhalten des Vicelegaten sich beschwerte.

Unterdessen ließ der Graf in seinem Grimme gegen Dame Laura durch den Ritter die Rückkehr seines Dieners betreiben, welcher in Mirandola verweilte; denn er wollte durch denselben die Person des Verbrechers gerichtlich erkennen lassen. Schon war Alles beynahe in Ordnung, als die Dame Laura davon einige Kunde erlangte, weßhalb sie unverzüglich das Gemüth des Grafen mit glatten Worten angriff und eroberte. Dieser brach nun sein Wort gegen den Ritter, welcher hiedurch in die Nothwendigkeit versetzt wurde, auch seinerseits den Räthen des Cardinals sein Versprechen

schuldig zu bleiben, und dieses gab ihren Zwistigkeiten den ersten Anstoß. Denn der Graf wünschte nun so eifrig, der Dame Laura genug zu thun, daß er jener Ursache willen gegen den Ritter ein gespanntes Wesen annahm, und sogar mit demselben um eine bedeutende Summe wetten wollte, daß der Missethäter nicht werde hingerichtet werden. Diese Dinge ereigneten sich im October und November des Jahres 1671.

Zu Anfang Decembers fiel es den Leuten auf, daß der Graf von Zeit zu Zeit aus Bologna verschwand und bald auf drey, bald auf sechs und acht Tage unsichtbar wurde. Der Vicelegat, welcher ebenfalls auf Donna Laura eifersüchtig war, ließ auskundschaften, wo er hingehe und verweile, und brachte heraus, daß er sich in einem gewissen Hause versteckt halte. Dieses ward bald bekannt. Der Ritter dachte, den Grafen zu verbinden, indem er ihm durch einen gemeinschaftlichen Verwandten melden ließ, daß es ausgekommen sey, unter welchen Umständen er in jenes Haus gehe; er möge sich deßhalb wohl behüten, damit er nicht unvorbereitet überfallen werde. Dieser Wink setzte den Grafen in einen so heftigen Zorn, daß er sagte, er wolle dem Ritter Fußtritte geben lassen, und mehr ähnliche Drohungen ausstieß. Ihr Unwille stieg nun mehr und mehr, so daß seit dieser Zeit alle Vertraulichkeit unter ihnen aufhörte, mit Ausnahme einer einzigen Veranlassung, welche dem Unglück des Ritters nahe voranging. Der Graf

war nemlich in Betreff eines Wettrennens mit den Herrn Guidotti in Streit gerathen; und, da das Gericht der Anziani das Urtheil gefällt hatte, daß der Preis den Herrn Guidotti gebühre, so appellirte der Graf an den Vicelegaten, in welcher Angelegenheit der Ritter Zampieri, auf Bitten des Grafen, den Vortrag übernahm. Obgleich die Herrn Anziani der Meinung waren, daß von ihren Aussprüchen keine Apellation statt finden könne, so war doch dieses einzige Beyspiel hinreichend, in der Folge das Wettrennen unter die Gerichtsbarkeit des Vicelegaten zu bringen. Während dieses sich in die Länge ziehenden Streites des Tribunals der Anziani mit der Gerichtsbarkeit des Vicelegaten ereignete sich mehreres Andere. Zuerst wollen wir erzählen, daß die Gemahlinnen des Herrn Senators Zampieri und des Markese Grossi auf den Gedanken kamen, zu Anfang des Jahres 1672 nach Venedig zu gehn, um die Oper zu hören. Einige Cavaliere vereinigten sich, jene Damen zu begleiten; unter diesen befand sich der Graf Filippo Maria Bentivogli. Auf diese Veranlassung sagte der Graf unaufgefordert zu seiner Gemahlin, daß sie mit ihrer Schwägerin gehen möge, wenn sie Lust habe; dasselbe wiederholte er gegen den Bruder der Gräfin Diana. Dieser Einfall des Grafen setzte ganz Bologna in Erstaunen. Einige sagten, der Graf wolle in Abwesenheit der Gattin mit größerer Ungebundenheit seiner eignen Gesellschaft leben; andere behaupteten, daß der Graf

dem Rathe von Personen folge, welche eine Veranlassung zu übeln Nachreden herbeyzuführen beabsichteten; in der That hat der Ausgang zu mancherley Vermuthungen Veranlassung gegeben. Man unternahm nun die Reise, welche sehr zum Vergnügen dieser Damen ausschlug, da viele Venetianer, welche den Grafen Pier Maria Grossi persönlich gekannt hatten, für die guten Dienste, welche dieser Herr im dalmatiner Kriege dem Staate geleistet hatte, nun ihre Dankbarkeit bezeigen wollten, indem sie dessen Kindern Ehre erwiesen. Indessen war die Gräfin Diana nicht sobald in Venedig angelangt, als sie aus eignem Antrieb dem Grafen einen Freybrief auswirkte, damit er, seiner Verbannung ungeachtet, nach Venedig kommen könne. Doch wollte der Graf, den die Ergötzungen seiner Vaterstadt stärker anzogen, nur für zwanzig Tage davon Gebrauch machen, und kehrte darauf nach Bologna zurück. Der Graf erzeigte sich in dieser Zeit gegen den Ritter weniger zutraulich, als früherhin.

Die Vergnügungen dieser Reise und die Ehre, welche dieser Gesellschaft zu Venedig erwiesen wurde, erregten bey Vielen großen Neid. Ueberhaupt war der Ritter Zampieri bey allen Verwandten des Grafen äußerst verhaßt. Zur Zeit jener Reise war der Graf Alberto Caprara nach Bologna zurückgekehrt und stand mit dem Grafen in der genauesten Verbindung. In der Stadt glaubte man, daß der Caprara die Gräfin Diana

liebe, und daß ihr Gatte der Vertraute dieser Leidenschaft sey. Dem sey, wie ihm wolle, so ist doch gewiß, daß ein Brief vorhanden ist, den der Caprara nach dem Tode des Zampieri geschrieben, worin er bedauert, daß der Letztere nur ein Leben besessen habe, weil er werth gewesen sey, tausend Tode zu erleiden; auch betheuert er darin, daß er selbst den Tod des Ritters mit Vergnügen befördert haben würde. Die Dame Maria Isabella Zambeccari, welche damals die Vertraute des Grafen Zambeccari war, brach ebenfalls mehrmal und gegen verschiedene Personen in ähnliche Reden aus. Die Dame Laura, Schwester der besagten Dame Isabella, sagte öffentlich, daß sie die Nachricht vom Tode des Ritters mit größerem Vergnügen vernommen habe, als sie empfunden haben könnte, hätte man ihr angekündigt, daß sie Königin des ganzen Erdkreises geworden sey. Die Gräfin Theresia Vizzani und der Graf Filippo, ihr Gemahl, welche entfernte Verwandte des Grafen Zambeccari und Geschwisterkinder des verstorbenen Griselli sind, nährten denselben Widerwillen gegen den Ritter Zampieri und verriethen ihren Haß durch die Bitterkeit ihrer Aeußerungen. Nehmen wir hinzu, daß die Gräfin Vizzani aus weiblichen Beweggründen die Gräfin Diana haßte, so dürfen wir annehmen, daß jenes Paar durch boshafte Einflüsterungen auf die verborgenen Entschließungen des Grafen habe einwirken können, um ihren Vetter Griselli durch den Tod des Ritters

Zampieri zu rächen, der auch allen übrigen Verwandten des Grafen Zambeccari willkommen war. Herr Vinzenz Maria Marescalchi, Vetter des Grafen Zambeccari, hatte sich mit dem Ritter überworfen, ohne sich wieder auszusöhnen; er ist der Neffe der Gräfin Dorothea, Mutter des Zambeccari, welche mehr, als alle übrigen über den Tod des Ritters erfreut war. Denn, als diese Dame in einem Alter von fünfundsiebenzig Jahren in eine schwere Krankheit verfiel und von den Aerzten aufgegeben wurde, so brachte man ihr den Argwohn bey, daß der Ritter sie durch Hülfe der Gräfin Diana vergiftet habe. Allein nach dem Tode des Ritters erholte sie sich in wenig Tagen und gegenwärtig ist sie zum Erstaunen der ganzen Stadt kräftiger, als jemals. Obgleich Niemand darüber verwundert seyn wird, der ihre Gemüthsart kennt, welche noch mehr zum Bösen hinneigt, als jene ihres Sohnes.

In der Angelegenheit des Wettrennens konnte der Graf den Auftrag, den er dem Ritter gegeben, freylich nicht gänzlich zurücknehmen. Doch äußerte er gegen verschiedene Cavaliere: ich weiß, daß der Ritter in diesem Geschäfte mich nur äfft; allein es wird eine Zeit kommen, da ich ihn mit gleicher Münze bezahlen will. Während dieses Geschäftes überwarf sich Monsignore Vicelegat mit dem Legaten, weil jener den Bargello*)

*) Den ersten Policeybeamten, Aufseher der Gefangenen u. s. f.

seines Amtes entsetzt hatte. Bey dieser Gelegenheit bemühete sich der Ritter Zampieri mit großem Eifer, die Gründe des Legaten zu Gunsten des Bargello vor dem Vicelegaten geltend zu machen, und brachte es in der That dahin, daß dem Bargello die Ketten zurückgegeben wurden, was den Vicelegaten nicht wenig verdroß. Er ward aus diesem Grunde der bitterste Feind des Ritters Zampieri, weßhalb man glaubt, daß er vermittelst der Damen Laura und Maria Isabella den Haß angefacht habe, den der Graf bereits gegen den Ritter gefaßt hatte, indem sie ihm zuflüsterten, daß der Ritter die Angelegenheit des Wettrennens sehr zweydeutig betreibe. Alles dieses hat der Vicelegat nach dem Tode des Ritters mehr als einmal eingestanden.

Um diese Zeit wollten die Herrn Albergati eine Schlächterey anlegen, wodurch der Graf Zambeccari würde in Nachtheil gerathen seyn. Vor kurzem hat man einen Brief entdeckt, in welchem viele Drohungen gegen die Herrn Albergati enthalten sind, wenn sie anders auf dem Vorhaben beharren sollten, eine Fleischbank zu eröffnen; es wird darin erwähnt, daß sie dem Grafen Zambeccari nicht trauen mögen; derselbe wolle eine Reise machen und suche deßhalb eine Ausrede zu finden, damit er die Gräfin Diana in ein Nonnenkloster einschließen könne. Das Original dieses Briefes befinde sich bey dem Pater Celio Albergati. Diese neue Spannung kam dem Legaten zu Ohren, weßhalb er durch den

Ritter Zampieri den Grafen zu begütigen versuchte, um weiteren Zwistigkeiten vorzubeugen. Der Graf aber nahm dieses auf, als wenn der Ritter bey jeder Gelegenheit ihn meistern wolle; es wäre daher, wenn nicht andere Cavaliere sich ins Mittel gelegt hätten, unter ihnen gewiß zum Zweykampf gekommen. Wenn sie in dieser Zeit einander begegneten, so grüßten sie sich nicht, denn sie waren beide hochmüthig; auch giebt es Zeugen dafür, daß der Kammerdiener des Grafen Zambeccari (derselbe, welcher bey der Ermordung des Ritters umkam) am St. Peterstage zum Grafen gesagt hat: »jetzt wäre es Zeit, Hand ans Werk zu legen, jetzt, da der Ritter unbegleitet ist.« Denn diese Worte wurden von einigen glaubwürdigen Bürgern dieser Stadt gehört, welche deren Sinn erst nach der That verstanden haben.

Eines ereignete sich noch, welches ganz Bologna in Erstaunen setzte. Am zweyten des letztverflossenen Julii nemlich vermochte der Ritter den Grafen, von Seiten des Herrn Emilio Malvezzi dem Senator Malvasia eine Herausforderung zu überbringen. Dieser Auftrag ward vom Grafen freudig aufgenommen, und beide Herrn blieben die darauf folgende Nacht und überhaupt so lange beysammen, bis der vorbesagte Ehrenhandel ausgeglichen wurde. Einer, der an bösartigen Deutungen Gefallen trug, raunte nun dem Grafen zu, daß der Ritter dieser Gelegenheit sich bedient habe, um den Grafen Zambeccari dem Grafen Marescalchi, sei-

nem leiblichen Vetter, welcher den Degen vortrefflich führt, im Kampfe gegenüberzustellen. Den vierten blieben diese Herrn ebenfalls den größten Theil des Tages beysammen, um dem Legaten, welcher sich ins Mittel gelegt hatte, ihren Dank abzustatten, und der Graf erhob in dieser Versammlung das Verdienst des Ritters, ihm die Gelegenheit verschafft zu haben, jenen Cavalieren nützlich zu seyn. Desselben Tages ward verschiedenen dieser Herrn in Auftrag des Legaten angedeutet, sich nach Ferrara zu entfernen. Unter den Verwiesenen befand sich der Ritter Zampieri, welchem Letzteren eine größere Strafe zuerkannt war, als den übrigen; und zur Vorbereitung ihrer Abreise waren nur drey Tage eingeräumt worden, während derer den in Strafe verfallenen Cavalieren nicht verstattet war, öffentlich zu erscheinen. Der Ritter hielt sich den fünften in seinem eignen Hause auf, machte jedoch im Verborgenen einige Besuche und zog sich darauf gegen Abend wieder in sein Haus zurück, wo ihn Herr Gio. Battista, von einem andern Zweige seiner Familie, besuchte und unterhielt. Jetzt kam der unglückliche sechste Julius heran.

Es wird nun nöthig, zu größerer Deutlichkeit anzuzeigen, daß der Graf ausser dem mehrbesagten Kammerdiener auch einen Geistlichen zum engeren Vertrauten hatte. Beide waren, wie Jedermann weiß, dem Grafen mit großer Gewandheit und Treue in seinen verborgensten Angelegenheiten behülflich. Nun wollen wir den Vorfall selbst erzählen.

Den fünften Abends ward die Gräfin nach dem Spaziergange von einigen Damen ihrer Gesellschaft nach Hause begleitet; sie gingen gerade in das Gemach ihrer Schwiegermutter, welche an einer schweren Krankheit daniederlag. Eine Viertelstunde später kam der Graf hinzu und blieb den ganzen Abend in der Gesellschaft seiner Gemahlin. Nach dem Nachtessen führte er sie gegen seine Gewohnheit in der Stadt umher, worauf sie gegen Einbruch der Nacht zu Hause gingen und sich zur Ruhe begaben. Sie standen beide zugleich auf und gingen in die Messe. Von da kehrte der Graf früher als die Gräfin zurück, welche in St. Salvatorskirche mit der Frau Markesin Olimpia Caprara sich unterhielt. Darauf speisten sie zu Mittag, und nach Tische verweilte der Graf bis gegen ein und zwanzig Uhr bey seiner Gemahlin. Etwas später ließ er durch den Ritter Berardi, seinen genauen Freund, die Gräfin um ihren Wagen bitten, welches eine verdeckte Weise war, deren er sich häufig bediente, um seine Gattin vom Ausgehn abzuhalten; denn es war dem Grafen dießmal wohlbekannt, daß die Gräfin zur Markesin de Bovi fahren wollte, deren Sohn bettlägrig war. Die Gräfin erwiederte auf jene Botschaft, daß ihr Gemahl sich immerhin ihres Wagens bedienen möge. Der Graf verließ darauf das Haus; die Gräfin aber machte sich ein häusliches Geschäfte, indem sie von einem Zimmer zum andern ging und allerley Gegenstände für den bevorstehen-

den Landaufenthalt in Ordnung brachte. Ihre Kammerfrau und ein Page begleiteten sie, und es war über diesen Anordnungen beynahe eine Stunde verstrichen, als der Geistliche hereintrat und meldete, daß der Ritter Zampieri vor seiner Abreise ihr seine Ehrfurcht zu bezeigen wünsche. Die Gräfin erwiederte, daß sie seinen Besuch nicht annehmen wolle, wie sie ihn denn schon anderemale abgelehnt habe (obgleich der Ritter seit Fastnacht nicht mehr ins Haus gekommen war), weil sie wisse, daß der Graf mit ihm überworfen sey. Der Geistliche erwiederte darauf, daß sie sich wieder ausgesöhnt haben, und während dieser Reden erschien der Ritter, welcher im Vorzimmer des großen Saales sich aufgehalten hatte. Er entschuldigte sich mit der Nothwendigkeit, seiner Verweisung willen sich von ihr beurlauben zu müssen und beendigte seine Höflichkeitsbezeugungen in Gegenwart des Geistlichen, des Pagen und der Kammerfrau. Als die Gräfin darauf in ihr Wohnzimmer zurückging, war sie nicht sobald darin angekommen, als man ihr schon die Rückkunft ihres Gemahls ankündigte. Der Geistliche stellte sich ebenfalls, als wenn er den Wagen des Grafen höre, und nahm dieß zum Vorwande, den Ritter in ein anderes Zimmer, nicht weit vom ersten, zu führen, welches eine einzige Thür hatte, die er verschloß. Hierauf ging er sogleich zur Gräfin Diana, warnte sie, dem Grafen nicht zu sagen, daß der Ritter im Hause verborgen sey, und zeigte ihr an, wo er ihn versteckt habe.

Der Graf befand sich gerade an einem Vereinigungsorte für Cavaliere, als sein Kammerdiener herbeykam und ihm einen Wink gab, der von verschiedenen Personen wahrgenommen wurde. Er begab sich darauf in seinen Wagen und kehrte so rasch, als die Pferde nur laufen konnten, nach Hause zurück. Beym Eintritt ins Haus schien er einige Unruhe zu empfinden und fragte darauf sogleich nach der Gräfin Diana. Man erwiederte ihm, daß sie im Gemache der Gräfin Dorothea sey; doch, als er sie dort nicht fand, stieg er rasch die Treppe herauf, wollte durch den großen Saal gehen, fand aber die Thüre verschlossen. Endlich traf er die Gräfin in ihren Wohnzimmern, und fragte sie sogleich, wo sie gewesen sey. Sie antwortete: ich habe einiges für das Land vorbereitet. Kommt mit mir, sprach er darauf ohne allen Zorn, und ging schnell, ohne zu suchen, gerade nach jener Kammer. »Wer hat den Schlüssel,« fragte er, worauf sie erwiederte: »ihr habt ihn ja dem Geistlichen anvertraut.« Er suchte nun, ohne den Schlüssel zu erwarten, die Thüre mit Gewalt aufzubrechen. Aber die Gräfin sagte ihm: »öffnet nicht, der Ritter Zampieri ist drinnen.« Dieser konnte Alles hören, was der Graf draussen sagte, und würde, wäre er bewaffnet gewesen, den Grafen ohne Gefahr haben tödten können, da ihn Niemand begleitete, als seine Gattin. Diese, welche den wehrlosen Zustand des Ritters nicht kannte, wollte verhindern, daß

der Graf sein Leben wage. Auf ihre Vorstellung kehrte der Graf mit seiner Gattin in deren Gemach zurück und unterhielt sich mit ihr wohl eine Viertelstunde lang, fragte, indem er sich befremdet zu seyn stellte, weßhalb der Ritter gekommen sey, erhob jedoch die Stimme nie bis zum Tone des Unwillens. Hierauf rief er seinen Kammerdiener und einen andern Menschen und bewaffnete sie mit drey kurzen Flinten. Während er diese Leute und Waffen in Ordnung setzte, suchte die Gräfin den Geistlichen auf und suchte ihn zu überreden, daß er dem Grafen erklären möge, wie er selbst den Ritter angemeldet habe, und forderte ihn auf, hiedurch dem Ritter, ihrem Vetter, das Leben und ihr selbst den Ruf zu bewahren. Der Geistliche erwiederte kurz, er wolle nichts mit dieser Sache zu thun haben, und beschloß mit den Worten »ich gehe von hinnen,« mit welchen er seinen Mantel ergriff und das Haus verließ.

Sobald, als der Graf die Waffen ausgetheilt hatte, begab er sich an den Ort, wo der Ritter eingeschlossen war, und sandte seinen Kammerdiener voran, um zuerst auf den Ritter zu schießen. Doch wollte er nicht gehorchen; vielleicht weil er Anstand nahm, einen Mann zu ermorden, den er (wie man glaubt) mit Hülfe vieler anderen in das Haus gelockt hatte. Der andere Mensch schoß mit dem Grafen zugleich auf den Ritter, welcher, indem er heraustrat, sogleich todt niedergestreckt wurde. Der Graf nahm darauf dem Kammerdiener seine Flinte,

und schoß sie auf ihn ab; er empfing eine tödliche Wunde und starb nach zwey Stunden. Doch ehe er verschied, sagte er es einem Geistlichen aus St. Salvator, welcher, obgleich im Vertrauen des Grafen, demungeachtet, doch ohne das Siegel der Beichte zu verletzen, sich entgleiten ließ, daß der Kammerdiener durch die Hände seines eigenen Herrn gefallen sey. Auch einige Nachbaren, welche hinzu gelaufen waren, haben den Kammerdiener selbst diese Worte sagen hören: »so hat mich mein Herr behandelt, dem ich mit so vieler Treue gedient habe.« Dabey äußerte er große Gewissensunruhe, weil er den Befehlen seines Herrn Folge geleistet und den Ritter Zampieri habe beschuldigen wollen, daß er auf ihn geschossen hätte. Doch litt er so viel, indem man ihn von einem Bette auf ein anderes schleppte, auch ihn sonst mißhandelte, daß er starb, ehe er gerichtlich vernommen werden konnte. Während diese Mordthaten verübt wurden, hätte die Gräfin sehr wohl aus dem Hause entfliehen können, da die Thore noch nicht verschlossen waren. Allein unerschrocken auf Gott und ihre Unschuld vertrauend, zog sie vor, allein in ihrem Zimmer zu verweilen. Als sie darauf den Grafen wider seine Gewohnheit unangemeldet hereinrauschen sah und erkannte, daß seine Ankunft nicht zufällig sey, so redete sie ihn an: »da ihr meinen guten Namen getödtet habt, so mögt ihr nun mir auch das Leben nehmen.« Der Graf antwortete aber: »geh'

Diana, du bist unschuldig; gehe zu den Deinigen und entferne dich von hier, wo das Gericht unverzüglich eintreffen wird.« Darauf sandte der Graf nach der Mutter der Gräfin, zog sich selbst unverzüglich nach St. Salvator zurück, und sandte von dort aus einen Mönch von seiner Bekanntschaft zur Gräfin, um sie zu beruhigen.

Sobald, als der Graf in St. Salvator anlangte, ward er wie wahnsinnig und begann mit dem Kopfe gegen die Mauer zu rennen; doch wurde er von seinen Dienern zurückgehalten, welche Bescheid wußten. Hierauf ergriff er eine Pistole und richtete sie gegen sich selbst, doch ohne sie abzuschießen.

Sehr schadete es der Gräfin Diana, daß der Graf (weil er zweifelte, ob ihn die Immunität der Kirche schützen werde, indem der Zampieri als Maltheserritter geistlich war) durch einen nahen Verwandten beym Cardinal Legaten den guten Namen seiner Frau durch tausend Verläumdungen schänden ließ. Doch, da ihn dieses noch nicht beruhigte, so verbarg er sich mit zweyen Dienern in einen Schlupfwinkel des besagten Klosters und verweilte dort, bis er sich der Gesinnungen Seiner Eminenz versichert hatte.

Die Verwandten des Grafen bemühten sich ebenfalls, um seine Handlung als nothgedrungen, mithin als weniger strafbar darzustellen, ihn in der öffentlichen Meinung völlig zu Grunde zu richten. Sie nahmen zu diesem Zwecke den Leichnam des Ritters, kleideten ihn

aus, brachten ihn an eine andere Stelle, versteckten seine Peruke, legten eine Pistole zu seinen Füßen und warfen zwey schwarz seidne Röcke in der Nähe auf den Boden.

Dem ersten Eindruck nachgebend, glaubte der Legat ihrer Erzählung und bemitleidete den Grafen. Man stellte darauf die gerichtliche Besichtigung des Leichnams an und fand in der That alle vorhin angegebene Gegenstände umherliegend. Aber in der Folge entdeckte man, daß die Pistole zwar ausgeleert war, jedoch nicht konnte abgeschossen seyn, weil sie ganz frisch mit Oel eingeschmiert war; auch ward durch Zeugen ausser Zweifel gestellt, daß die Pistole dem Grafen gehöre, und da keine andere Pistole, auch in der Tasche keine Munition sich vorfand, so ward daraus klar, daß Alles nur ein Vorgeben sey. Auch ward die Kürze der Röcke, welche nicht einmal die Kniee bedeckten, dadurch verdächtig, daß es nicht in der Carnevalszeit war, in welcher man sie allein so zu tragen pflegt; endlich setzte der angesteckte Degen des Ritters den Betrug ausser allem Zweifel. Doch blieb die Gerichtsstelle nicht bey dieser Entdeckung stehen, suchte weiter und fand endlich auch die Peruke; ja nach einigen Monathen ließ die Gräfin Dorothea, Mutter des Grafen, auch jene Unterröcke abholen; sie hatte also gestattet, daß, nicht allein der Name des Erschlagenen, sondern sogar die Ehre ihrer unglücklichen Schwiegertochter gefährdet wurde. Man gab sich eben=

falls einige Mühe, auszustreuen, daß der Bargello den Ritter in den Pallast Zambeccari geführt habe. Doch konnte dieser beweisen, daß er desselben Tages zwey Tagereisen von Bologna entfernt gewesen sey, und lehnte hiedurch diese Beschuldigung von sich ab. Man hat nachher in Erfahrung gebracht, daß es eine Erfindung des Vicelegaten und der Dame Laura war, welche damit beabsichteten, den Bargello zu stürzen. Dieß Alles bezeugt ein Cavalier, der gerade bey Dame Laura war, als der Vicelegat über diesen Gegenstand dem Cardinal Altieri schrieb, weil Seine Eminenz wohl wußten, wohin und zu welchem Zwecke der Bargello damals verreist gewesen war.

Die Herrn Zampieri waren auf die erste Nachricht von den oben angebenen falschen Umständen bereit, dem Grafen, mit Unglimpf der Gräfin, die Aussöhnung anzubieten. Sobald aber die Lügen an das Licht gekommen waren, begehrten und begehren sie Genugthuung, indem sie an dem Betragen des verstorbenen Ritters nichts tadeln können, als den Fehltritt, sich versteckt zu haben. Und sollten sie sich demungeachtet bewegen lassen, die erlittene Unbild zu verzeihen, so wird dieß allein aus Rücksicht auf die Verwandschaft mit dem Grafen Grossi geschehen.

Der Legat, welcher nun die Wahrheit mit den Händen gegriffen hatte, äußerte gegen verschiedene Cavaliere: er habe anfangs geschwiegen, weil er sey betro-

gen worden; jetzt schweige er, damit sowohl die Zampieri, als die Grossi sich aussöhnen mögen und damit nicht Schlimmeres daraus entstehe. Und, setzte er hinzu, wenn er sehen würde, daß durch den Grafen neue Uneinigkeiten entstehen könnten, so habe er die Mittel in Händen, um den Proceß anzufangen und seinem Nachfolger die Möglichkeit zu eröffnen, ihn zu Ende zu bringen.

Der Graf sandte den Morgen nach der That zuerst einen Mönch, dann zwey Cavaliere zu den Brüdern der Gräfin Diana, ihnen zu sagen, daß er, was ihn selbst betreffe, seine Gattin für unschuldig halte. Aber diese, befangen durch die Gerüchte, welche sie auf dem Lande vernommen hatten, wollten ohne ihre Schwester gesehn zu haben darauf bestehn, daß sie vorläufig in ein Nonnenkloster eingeschlossen werde. Anfänglich widersetzte sich der Graf diesem Vorhaben, obgleich er nachmals darauf drang, daß es in Ausführung komme. Auch erzeigte er während seines Aufenthalts in St. Salvator seiner Gemahlin mancherley Aufmerksamkeiten.

Errata.

Seite 13, Zeile 4 von unten, Busselmacco, lies: Buffalmacco.

Seite 45, Zeile 7 laisse, lies: laisses.

Seite 65, letzte Zeile Nov. 264, lies: 214.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rumohr, Carl Friedrich von, 1785-1843

Italienische Novellen von historischem Interesse

Hamburg 1823

Germ.g. 409 m-1,1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10017051-1